



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Erinnern und Verschweigen. Großeltern, ihre Rolle als Erzähler und das Familiengedächtnis in Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust.“

verfasst von / submitted by

Paula Loewy

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2020/ Vienna, 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 190 333 344

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium Unterrichtsfach Deutsch
Unterrichtsfach Englisch

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Stefan Krammer

Danksagung

Ich danke meinen Eltern für ihre liebevolle Unterstützung und ihre Geduld, die mir dieses Studium ermöglicht haben. Ich danke Milan für die moralische und Paul für die emotionale Unterstützung.

Meinen Großeltern danke ich für ihre Geschichten.

Außerdem danke ich Univ.-Prof. Mag. Dr. Stefan Krammer für die kompetente Betreuung meiner Diplomarbeit.

Inhalt

1. Einleitung	4
2. Familie und Erinnerung.....	5
2.1. Drei Generationen	5
2.1.1. Definition: Generation	5
2.1.2. Generationen nach dem Holocaust	7
2.2. Familiengedächtnis	9
2.2.1. Das Gedächtnis der Gemeinschaft	10
2.2.2. Der Holocaust im Familiengedächtnis	12
3. Der Holocaust in der Literatur	20
3.1. Authentizität und Repräsentation	24
3.2. Kollektives Gedächtnis und Literatur	26
3.3. Der Holocaust in der Kinder- und Jugendliteratur	26
3.4. Das Dilemma: Was kann Kindern und Jugendlichen zugemutet werden?.....	32
4. Großeltern, Generationen und das intergenerationale Gedächtnis in der Kinder- und Jugendliteratur.....	33
5. Methode	36
5.1. Zur Auswahl der Werke	36
5.2. Forschungsfrage.....	37
5.3. Analyse Kriterien	37
6. Rosie und der Urgroßvater	40
6.1. Historischer Hintergrund/ Entstehungsgeschichte	40
6.2. Figurenkonstellation	42
6.2.1. Rosie.....	42
6.2.2. Der Urgroßvater	42
6.2.3. Urenkelin-Urgroßvater-Beziehung.....	43
6.3. Der Urgroßvater als Erzähler.....	44
6.3.1. Fokalisierung	44
6.3.2. Der Stellenwert und die Positionierung des Holocaust in der Erzählung und im Buch	46
6.4. Erzählmuster	47
6.4.1. Lücken in der Erzählung	47
6.4.2. Tabuisierung	49
6.4.3. Verharmlosung.....	50
6.5. Bilder	51
Resümee:	51

7. Die Zeit der schlafenden Hunde.....	52
7.1. Historischer Hintergrund – die Arisierungen	52
7.2. Figurenkonstellation	53
7.2.1. Johanna Riemenschneider	53
7.2.2. Erhard Riemenschneider – der Großvater	54
7.2.3. Großvater-Enkelin-Beziehung	54
7.3. Fokalisierung.....	55
7.4. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis der Familie Riemenschneider	56
7.4.1. Erhard Riemenschneider und der Nationalsozialismus	56
7.4.2. Schweigen und Tabuisierung: Das Familiengeheimnis der Familie Riemenschneider	57
7.5. Tradierungstypen.....	59
7.5.1. Rechtfertigung	59
7.5.2. Heldentum	60
7.5.3. Täter-Opfer-Umkehr	61
7.6. Die Frage nach der geerbten Schuld	61
Resümee	62
8. Der Mantel	63
8.1. Historischer Hintergrund	63
8.1.1. Die Familie Stock aus Fliesteden	64
8.1.2. ‚Kanada‘ in Auschwitz	64
8.2. Figurenkonstellationen	65
8.2.1. Fanette	66
8.2.2. Aron Schatz	66
8.2.3. ‚Großvater‘-, ‚Enkelin‘-Beziehung	67
8.3. Erzähler/Fokalisierung	67
8.4. Aron Schatz als Erzähler	69
8.4.1. Der Holocaust im Leben und Erzählen von Aron Schatz	69
8.4.2. Erzählmuster: Grenzen, Lücken in der Erzählung, Schweigen und Tabuisierung.....	71
8.5. Die Lücken füllen.....	73
8.5.1 ‚Kanada‘	74
8.5.2. Änni Mannebach & Agnes Stielow	75
8.5.3. Die Stimmen der Toten	77
8.6. Der Einfluss des Erzählens auf die Erinnerung.....	78
Resümee	79
9. Opa und Oma hatten kein Fahrrad	79

9.1. Historischer Hintergrund: Das Ghetto in Shanghai	80
9.2. Figurenkonstellation	81
9.2.1. Autoren und Figuren	81
9.2.2. Die Großeltern und ihre Enkel	82
9.3. Fokalisierung/Erzählstruktur	82
9.4. Großeltern als Erzähler und Erzählerin und die Bedeutung des Erzählens	84
9.4.1. Erinnerungsreise	85
9.4.2. Die Rolle des Holocaust in der Erzählung	86
9.5. Erzählmuster	88
9.5.1. Tabuisierung	88
9.5.2. Täter-Opfer-Umkehr	89
9.5.3. Lücken	90
9.5.4. Verharmlosung	91
Resümee	91
10. Vergleich	92
11. Conclusio	96
Literaturverzeichnis	98
Abstract	104

1. Einleitung

Wer kann heute noch erzählen von dem, was im Holocaust geschehen ist? Die letzten ZeitzeugInnen sind im Alter meiner Großeltern, sind zum Teil bereits Urgroßeltern. Wer wird erzählen, wenn auch sie gestorben sind? Dann werden nur noch Dokumente, Bücher (und darunter auch eine Vielzahl an literarischen Werken) und erzählte Erinnerungen, die nicht die eigenen sind, Geschichten, die der Erzähler, die Erzählerin selbst nur aus Erzählungen anderer kennt, berichten können.

Vielleicht als Reaktion darauf sind in den letzten Jahren zahlreiche Kinder- und Jugendbücher erschienen. Sie thematisieren nicht mehr nur ‚die Geschichte‘, sondern *erzählte* Geschichte. Sie erfinden neue Geschichten, die für viele andere eintreten. Aber sie reflektieren auch die Form, in der sie weitergegeben werden, von der älteren Generation an die übernächste, von den Großeltern an die Enkelkinder. In diesen Geschichten wird unterschiedlich und Unterschiedliches erzählt, verschiedene Hintergründe führen zu unterschiedlichen Erzählungen, aber auch zu unterschiedlichen Hürden, die dem Erzählen im Wege stehen.

Kinder und Jugendliche sind mehr denn je auf die literarische Vermittlung der Vergangenheit angewiesen. Alle scheinen sich einig darüber zu sein, dass diese Vergangenheit sich niemals wiederholen darf. Und umso größer ist die Unsicherheit darüber, ob man dieser Hoffnung trauen darf. Der Auschwitz-Überlebende Primo Levi (2015) hat es auf nüchterne Weise zum Ausdruck gebracht: „Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen: darin liegt der Kern dessen, was wir zu sagen haben.“ (S. 214) In jedem Fall wird informativer und eindrücklicher Kinder- und Jugendliteratur zum Thema Holocaust in Zukunft eine besondere Bedeutung zukommen.

Diese Diplomarbeit beleuchtet die Rolle der Großelternfiguren als ErzählerInnen, die Funktion, die sie einnehmen, die Muster, die sich in ihrem erzählten Erzählen zeigen, und die Auswirkungen, die das Erzählen und die Form des Erzählens auf die Figuren in der Kinder- und Jugendliteratur zum Holocaust haben. Besonderes Augenmerk liegt dabei nicht zuletzt auf der Frage der Perspektive des Erzählens und ihrer narrativen Bedeutung. Für diese Untersuchung habe ich vier exemplarische Kinder- bzw. Jugendromane ausgewählt, in denen das Erzählen der ‚Großelterngeneration‘ selbst thematisch wird. An ihnen kann abgelesen werden, wie Erzählung und Tabu, wie die Lücken der Kommunikation und die Bedürfnisse nach

Kommunikation über eine nicht abschließbare Geschichte ihre jeweils eigenen Geschichten generieren. Geschichten, die die Konflikte der Vergangenheit zu Sinnkonstruktionen der Gegenwart machen.

2. Familie und Erinnerung

Erzählen ist nicht nur eine literarische Praxis, sondern auch Alltag in der Realität von Familien. Damit wir Familienkonstellationen als Voraussetzung für die Weitergabe von Erinnerungen in der Kinder- und Jugendliteratur untersuchen können, müssen wir zunächst das reale ‚Vorbild‘ dieser - teils gänzlich fiktionalen - Figuren und Generationenverhältnisse näher beschreiben.

Deshalb wird sich dieses Kapitel zunächst mit der Forschung zum Familien- und Generationenverhältnis in vom Holocaust betroffenen Familien, sowohl auf der Täter- wie auf der Opferseite, beschäftigen. Anschließend wird das Verhältnis von Erinnerung und Familie, das Familiengedächtnis, theoretisch und in Bezug auf bestehende Forschung behandelt, um schließlich Hinweise darauf zu finden, welche Formen und Aspekte des Erzählens, der Weitergabe von belastenden Erinnerungen über Generationen hinweg, im Rahmen der Alltagspraxis von Familien ihren Ausdruck finden. Die Analysekriterien für die Literaturanalyse werden schließlich auf diesen Erkenntnissen aufbauen.

2.1. Drei Generationen

Unser Interesse widmet sich dem Erzählen unter Angehörigen verschiedener Generationen innerhalb einer Familie. Dabei geht es vor allem um die Beziehung und die Kommunikation zwischen den Großeltern, die den Holocaust selbst miterlebt haben, und ihren Enkeln, also zwischen der ersten und der dritten Generation, die im folgenden Kapitel definiert und beschrieben werden.

2.1.1. Definition: Generation

Es wird hier immer wieder von der ersten, der zweiten oder der dritten Generation die Rede sein. Diese Begriffe sollten an dieser Stelle definiert werden. Hierfür gibt es grundsätzlich mehrere Möglichkeiten. Häufig werden Generationen als gesamtgesellschaftliche Erscheinung, als eine Gruppe, die bestimmte Geburtsjahrgänge umfasst, definiert. Andere

Quellen definieren eine Generation darüber hinaus als Gruppe von Jahrgängen, die „prägende Ereignisse und Erlebnisse in Kindheit und Jugend“ teilen (vgl. Mettauer 2013, S. 14). Neben dieser Zuteilung nach Jahrgängen gibt es auch noch das „genealogische Generationenmodell“ (Reiter 2006, S. 19), die innerfamiliären Generationen (Kind-Eltern-Großeltern etc.). Diese Vielfalt an Definitionen erschwert die Zuschreibung einzelner realer Personen und fiktiver Figuren, da die Einteilung nach Jahrgängen nicht immer mit der innerfamiliären Generationenentwicklung übereinstimmt: Zwei Geschwister können unterschiedlichen Generationen angehören, wenn diese nicht genealogisch, sondern nach Jahrgängen definiert werden. In Bezug auf die Zeit des Holocaust und des Zweiten Weltkriegs werden häufig zwei Generationen beschrieben: Diejenigen, die zu dieser Zeit erwachsen, und jene, die noch Kinder waren. Allerdings ist auch hier der Übergang fließend: Ein Junge, der 1936 mit neun Jahren noch eindeutig ein Kind war, war am Ende des Krieges, 1945, bereits achtzehn.

Im theoretischen Teil dieser Arbeit werde ich versuchen, möglichst sensibel mit dieser Unschärfe in der Definition umzugehen. Innerhalb der Gruppe derer, die den Krieg erlebt haben, werde ich nur differenzieren, wenn es für die Diskussion erforderlich ist, also wenn der Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen eine Rolle spielt.

Für die Analyse der Werke werden die Generationen wie folgt festgelegt, wobei ich mich vordergründig an die innerfamiliäre Einteilung der Generationen halte: Der ersten Generation werden jene Figuren zugesprochen, die die NS-Zeit selbst bewusst miterlebt haben, also zumindest alt genug waren, um Erinnerungen daran zu haben. Sie können zur Zeit des Holocaust Kinder, Jugendliche oder Erwachsene gewesen sein. Sie nehmen die Rolle der ZeitzeugInnen ein. Ihre Kinder sind somit die zweite Generation. Sie haben keine eigene Erinnerung an die NS-Zeit, da sie entweder danach geboren wurden oder damals Säuglinge oder Kleinkinder waren. Sie können nur weitergeben, was ihnen selbst erzählt wurde. Auf der Opferseite sind viele von ihnen und ihren realen Vorbildern im Exil bzw. am Emigrationsziel der Eltern geboren oder aufgewachsen. Auf der Seite der deutschen Mehrheitsgesellschaft werden die Angehörigen der zweiten Generation oft als „Kinder der Täter“ (Reiter 2006, S. 20) bezeichnet, und das bewusst pauschalisierend und, auch wenn der Begriff unter anderem deshalb nicht unumstritten ist, unabhängig von der Rolle, die ihre Eltern konkret innehatten. So können bei ihrer Betrachtung verschiedene Dimensionen von Täterschaft und Schuld untersucht werden. Die Kinder der erwähnten Personen, die EnkelInnen der ZeitzeugInnen,

bilden die dritte Generation. Die vierte Generation wird in der Literatur nicht erwähnt, was, wie wir sehen werden, auch Gründe hat.

2.1.2. Generationen nach dem Holocaust

Bei der ersten Generation muss zunächst zwischen ‚Opfern‘, also jenen, die in irgendeiner Form von Verfolgung betroffen waren, und ‚Tätern‘, also AkteurInnen innerhalb der nationalsozialistischen Gesellschaft, die grundsätzlich eine Entscheidung über ihr Handeln und über ihre Beteiligung an den verschiedenen Verfolgungsmaßnahmen treffen konnten, unterschieden werden. Der Begriff ist, wie bereits angesprochen, kein unproblematischer, da er unabhängig von einer juristisch nachgewiesenen Täterschaft gebraucht wird, im Prinzip für alle „Deutschen, die während des Nationalsozialismus nicht verfolgt wurden“ (Rosenthal 1997, S. 35). Dies wird vor allem deshalb kritisiert, weil er keine weiteren Differenzierungen in Bezug auf die verschiedenen Täter- und Mitläuferrollen oder auch die Rolle unbeteiligter ‚Bystander‘ beinhaltet. Die Gegenüberstellung der Begriffe vermittele, so die Kritik, zudem den Eindruck, es habe ausschließlich Täter und Opfer gegeben (vgl. Botz 2005, S. 13). Unklar ist auch, welche Rolle der Widerstand (sowohl auf der ‚Täterseite‘ als auch auf der ‚Opferseite‘) in dieser Einteilung einnimmt. Anstelle des Begriffspaares Täter - Opfer findet sich oft auch die Gegenüberstellung ‚Deutsche‘ und ‚Juden‘ (vgl. z. B. Shavit 1988), die aber mindestens genauso problematisch ist, da die Verfolgten ja selbst zu einem großen Teil Deutsche waren, bevor die Nazis ihnen dies absprachen. So fühlten sich vor dem Krieg viele der später Verfolgten als Deutsche, bis die Nazis ihnen ihre deutsche Identität nahmen, was in Folge zwar zu einer vermehrten Identifikation mit dem Jüdisch-Sein führte (vgl. Lezzi 2001, S. 90), jedoch nicht verhinderte, dass jene, die in Deutschland überlebten oder dorthin zurückkehrten, auch nach dem Krieg wieder gleichzeitig Deutsche und Juden waren. Besonders problematisch erscheint diese Dichotomie, wenn es um Österreich geht, denn auch wenn die ÖsterreicherInnen nach dem Anschluss deutsche Staatsbürger wurden, so entspricht dies nicht der heutigen Wahrnehmung und Identifikation. Folglich würde eine Zuschreibung der Täterschaft ausschließlich den ‚Deutschen‘ den Mythos von der Opferrolle Österreichs unterstützen.

Aus diesem Grund wird an dieser Stelle an dem Begriff ‚Täterseite‘ festgehalten werden, auch wenn die konkrete Form der Täterschaft der einzelnen Figuren individuell darzulegen ist und

der Begriff sich nicht auf eine juristische Tatsache bezieht. Auch der Begriff ‚Opfer‘ ist nicht gänzlich unumstritten, da die Betroffenen selbst nicht unbedingt auf diese Rolle reduziert werden möchten und sich in erster Linie als Überlebende sehen (vgl. Dahrendorf 1999, S. 20).

Darüber hinaus sind die Erfahrungen, die Angehörige beider Gruppen gemacht haben, auch innerhalb der Gruppe sehr unterschiedlich. So wie hinter dem Begriff ‚Täter‘ eine Vielzahl von unterschiedlichen Biografien und Lebensentscheidungen steht, so sind auch die Erfahrungen der Verfolgung und des Überlebens - ob Flucht oder Überleben im Versteck (vgl. Rosenthal 1997, S. 44) - und die damit verbundenen Fragen und Empfindungen breit gefächert. Aus diesen unterschiedlichen Erfahrungen ergeben sich natürlich auch unterschiedliche Beziehungen zur eigenen Geschichte. Wie sich dies auf das Familiengedächtnis und die Weitergabe der Erinnerung auswirkt, wird in Kapitel 4.2. genauer erläutert.

In der Regel wachsen die Angehörigen der zweiten Generation der Opferseite am Emigrationsziel auf, dort, wohin ihre Eltern vor der Verfolgung noch haben fliehen können oder wohin sie nach ihrer Befreiung ausgewandert sind. In manchen Fällen leben sie freilich auch in Deutschland, z. B. wenn die Eltern in Verstecken überlebt haben oder nach Ende des Nationalsozialismus dorthin zurückgekehrt sind, – Diese leiden häufig „unter dem ihnen von den Eltern auferlegten Leben im Land der Täter“ (Rosenthal 1997, S. 46). Außerdem erleben viele dieser Kinder von Überlebenden psychische Leiden, die häufig die eigene Identität betreffen (vgl. Mettauert 2013, S. 20). Das Trauma der Erfahrungen während der Verfolgung scheint nicht vor nächsten Generationen Halt zu machen, sondern bis zu einem gewissen Grad ‚vererbbar‘ zu sein.

Auf der Seite der Täter zeigen viele Angehörige der zweiten Generation Schuldgefühle hinsichtlich der Taten (oder der Tatbeteiligung) ihrer Eltern, zumindest wenn diese möglicherweise an der Vernichtung von Menschen beteiligt waren (vgl. Reiter 2013, S. 42-44). Manche suchen in der Identifikation mit den Opfern einen Ausweg aus einem offenbar nicht auflösbaren Widerspruch zwischen Nähe und Distanzierung. (vgl. dazu Jureit/Schneider 2010).

In der dritten Generation zeigen sich manche Verhaltensmuster der zweiten Generation fortgeführt, wie beispielsweise das problematische Verhältnis von in Deutschland lebenden Nachkommen Überlebender zu dem Land, in dem sie leben (Rosenthal 1997, S. 46). Bei den in der Emigration aufgewachsenen Angehörigen der dritten Generation zeigt sich

hingegen auch der gegenteilige Effekt: Sie sind oftmals neugierig und möchten die Heimat ihrer Vorfahren gerne kennenlernen (vgl. Windsperger 2013, S. 27).

Auf der Täterseite können auch Jugendliche der dritten Generation, konfrontiert mit den Taten ihrer Vorfahren, in eine krisenhafte, als traumatisierend beschriebene Situation geraten. Gleichzeitig überfordert sie die Verweigerung der Älteren, mit ihnen darüber zu sprechen (vgl. Brendler 1997, S. 53-54). Grundsätzlich ist aber oft von einer besonderen Nähe zwischen der ersten und der dritten Generation die Rede. Das Generationenverhältnis ist hier oft weniger von realen Konflikten geprägt, da die Verantwortung für die Erziehung und damit das reale Konfliktpotential hier im Alltag in gewisser Weise leichter übersprungen werden kann.

Und auch wenn das Wissen über die historischen Fakten teilweise abnimmt (vgl. Mettauer 2013, S. 20), so versucht die dritte Generation dennoch sich dem Thema von verschiedenen Seiten zu nähern. Sie beziehen ihre Informationen aus den Medien und Online-Archiven, um die Erzählungen der Eltern und Großeltern, die sie durchaus hinterfragen, zu ergänzen (vgl. Windsperger 2013, S. 33-35 und S. 38). Dies kann es ihnen auch ermöglichen, Familienmythen und Verfälschungen in der eigenen Familiengeschichte aufzudecken und daran zu arbeiten.

2.2. Familiengedächtnis

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit bestimmten Aspekten des Erinnerns innerhalb von Familien und mit der trans- beziehungsweise intergenerationalen Weitergabe von Erinnerungen. Der Begriff intergenerational betont dabei den wechselseitigen Einfluss der Generationen, da er mit einbezieht, dass die Kommunikation nicht nur in eine Richtung (von den Älteren zu den Jüngeren) ‚fließt‘, sondern wechselseitig. In diesem Zusammenhang wird oft - ohne präzise Unterscheidung - von ‚erinnern‘, ‚Erinnerung‘ und ‚Gedächtnis‘ gesprochen. Ich folge hier der von Astrid Erll (2017, S. 6) vorgeschlagenen Begriffsklärung: Während ‚erinnern‘ einen Prozess, eine Handlung, beschreibt, ist die ‚Erinnerung‘ das Produkt oder das Ziel dieses Prozesses. Das ‚Gedächtnis‘ hingegen kann als die zugrundeliegende Fähigkeit oder Struktur des Erinnerns betrachtet werden. Da Erinnerung und Gedächtnis hinter dem Handeln verborgen und schwer zu beobachten sind, werden im Folgenden vor allem Prozesse des Erinnerns und die dadurch hervorgerufenen oder konstruierten Erinnerungen betrachtet, um

dadurch auch Schlüsse auf das Gedächtnis ziehen zu können. Dabei sind nicht in erster Linie die Erinnerungen von einzelnen Individuen der Gegenstand der Untersuchung, sondern Formen des ‚Erinnerns‘ und des damit verbundenen Gedächtnisses, die Gesellschaft und Familien betreffen.

2.2.1. Das Gedächtnis der Gemeinschaft

In der Diskussion verschiedener Erinnerungs- bzw. Gedächtniskulturen konkurrieren verschiedene Begriffe und mit ihnen verbundene theoretische Überlegungen, die Formen der Erinnerung beschreiben, die über die individuelle Erinnerung einzelner Personen an Dinge, die sie selbst erlebt haben, hinausgehen.

Besonders verbreitet ist der – freilich unscharfe – Begriff des ‚kollektiven Gedächtnisses‘. Definieren kann man dieses als „Oberbegriff für all jene Vorgänge biologischer, psychischer, medialer und sozialer Art, denen Bedeutung bei der wechselseitigen Beeinflussung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in kulturellen Kontexten zukommt“ (Erl 2017, S. 5). Mit Blick auf die Verbrechen im Rahmen des Holocaust bedeutet dies die Gesamtheit der verschiedenen Aspekte der Erinnerungskultur - von den Gesprächen zwischen Enkeln und ihren Großeltern und deren persönlichen Erinnerungen, über die Rezeption historischer Dokumente und Fotos, bis zu den Orten und baulichen Überresten, die für diesen Teil der Geschichte eine besondere Rolle spielen. All dies und Weiteres setzt sich zu dem zusammen, was wir kollektives Gedächtnis nennen. In dieser, zugegeben etwas weiter gefassten Definition vereint der Begriff also das individuelle Gedächtnis mit der Geschichtsschreibung, wobei nicht nur das Geschehene, sondern auch die Gegenwart, in der es erinnert wird, Einfluss auf das Gedächtnis nimmt (Vgl. Erl 2017, S. 6). Das kollektive Gedächtnis kann also als Vernetzung zwischen verschiedenen individuellen Erinnerungen und anderen Zeugnissen einer bestimmten Begebenheit oder eines Zeitabschnittes angesehen werden, einschließlich des gesellschaftlichen Diskurses, der über diese unterschiedlichen Quellen und die mit ihnen verbundenen Geltungsansprüche geführt wird.

Ursprünglich geht der Begriff - als ‚*memoire collective*‘ - auf Maurice Halbwachs (1967) zurück, laut dem es keine Erinnerung und kein Erinnern gibt, das gänzlich individuell ist, - immer gleichen wir unsere Wahrnehmung mit der Wahrnehmung anderer ab (S. 3). Frühe

Kindheitserinnerungen sind zum größten Teil von Erwachsenen im Nachhinein konstruiert worden (vgl. ebd. 1967, S. 17). Dies bedeutet, dass wir, auch wenn wir meinen, uns an etwas genau so zu erinnern, wie wir es erlebt haben, wir eigentlich gleichzeitig unsere eigene Erinnerung abrufen, aber auch die Einschätzung anderer und deren Reaktionen. Halbwachs erwähnt auch bereits die Bedeutung von Generationen für dieses kollektive Gedächtnis und umgekehrt. Die Großeltern sind ihren EnkelInnen demnach im Erinnern oft näher als ihren Kindern, obwohl ihre Lebenswelten teils so viel weiter auseinanderliegen (vgl. ebd. S. 48). Bei Halbwachs findet sich allerdings, im Gegensatz zur oben genannten moderneren Definition, noch eine klare Trennung von erlebter Erinnerung und Zeitgeschichte.

Jan Assmann (1988) und Aleida Assmann (1999) unterteilen das kollektive Gedächtnis in zwei Unterkategorien: das kulturelle und das kommunikative Gedächtnis. Das kommunikative Gedächtnis beschreibt jenen Teil des kollektiven Gedächtnisses, der durch Alltagskommunikation geformt wird und damit in den Bereich der ‚Oral History‘ fällt. Es betrifft eine definierte Gruppe (wie beispielsweise eine Familie oder einen Verein) und ist laut Jan Assmann (1988, S. 10) zeitlich auf 80-100 Jahre begrenzt, was drei bis vier Generationen entspricht (bei Assmann A. 1999, S. 13: drei Generationen). Das kulturelle Gedächtnis hingegen wird als alltagsfern und oft auch institutionell beschrieben. Es umfasst fixierte Ereignisse in der Geschichte und ihre kulturelle und gesellschaftliche Verarbeitung. Dabei ist es wie das kommunikative Gedächtnis auf eine Gruppe, Gemeinschaft oder Gesellschaft (die damit allerdings sehr viel größer sein muss) beschränkt und basiert nicht zuletzt auf Identitätsansprüchen und Bedürfnissen. Damit grenzt sich die Form der Konstruktion/Rekonstruktion von Erinnerung deutlich von den Wahrheitsansprüchen historischer Dokumentation ab, die jenseits von Erinnerungsgemeinschaften Geltung beanspruchen. Welche Form diese kulturelle Rekonstruktion annimmt, hängt von der jeweiligen Gegenwart ab, in der sie entsteht (vgl. Assmann J. 1988, S. 12-13). Beide, das kulturelle und das kommunikative Gedächtnis, bestehen dabei nicht völlig unabhängig voneinander (Vgl. Assmann A. 1999, S. 13), wie an späterer Stelle, im Zusammenhang mit dem Familiengedächtnis, noch veranschaulicht wird.

Die NS-Zeit und die damals begangenen Verbrechen stellen bis heute einen nach wie vor wirksamen, ja unhintergehbaren Referenzpunkt in unterschiedlichen kollektiven Gedächtnissen dar (vgl. Frieden 2014, S. 26), vor allem, aber nicht ausschließlich, in den direkt

damit in Verbindung stehenden Ländern wie Deutschland und Österreich, aber auch in Israel, den USA und zahlreichen europäischen Ländern, nicht zuletzt jenen, die von deutscher Besatzung oder von den Kriegereignissen unmittelbar betroffen waren. Inzwischen hat die ‚Erinnerungskultur‘ an Nationalsozialismus und Holocaust eine Globalisierung erfahren. Jede und jeder verbindet etwas damit, zumindest einen Gedanken oder ein Gefühl, manchmal auch ein Wissen oder eine an ihn oder sie weitergegebene Erinnerung.

Das kommunikative Gedächtnis beschreibt hingegen gemeinsame Erinnerungsstrukturen innerhalb bestimmter, klar definierter Gruppen, wie zum Beispiel die des ‚Familiengedächtnisses‘. Dabei handelt es sich in gewisser Weise um einen bestimmten Ausschnitt aus dem kollektiven Gedächtnis, der in diesem Fall eine bestimmte Familie betrifft. Dieses Familiengedächtnis wird auch als ein intergenerationelles Gedächtnis bezeichnet (vgl. Erll 2017, S. 14), was den kommunikativen Aspekt und die wechselseitige Beziehung und gegenseitige Beeinflussung betont.

Eine andere Akzentuierung des die Grenzen der/des Einzelnen sprengenden Prozesses des Erinnerns, die spezifisch mit Blick auf den Holocaust und die Überlebenden der Massenvernichtung entwickelt wurde, ist der von Marianne Hirsch (2012) etablierte Begriff der ‚postmemory‘. Er bezeichnet das Verhältnis nachfolgender Generationen zum individuellen oder kollektiven Trauma ihrer Vorfahren, also zu Erlebnissen, die sie nicht selbst erlebt haben, die aber durch Geschichten, Bilder oder das Verhalten der Eltern weitergegeben werden (S. 5). Dass hier auch dem elterlichen Verhalten Bedeutung zukommt, ist beispielsweise im Zusammenhang mit dem in vielen Familien vorherrschenden Schweigen über das Thema ersichtlich. Auch *nicht* über etwas zu sprechen, ist eine Form der Mitteilung – ein Handeln im Verhältnis zu nachfolgenden Generationen, das auch jenseits der ersten Generation den Umgang mit diesem Thema geprägt hat.

2.2.2. Der Holocaust im Familiengedächtnis

Das Familiengedächtnis stellt, wie wir nun wissen, eine Form des kommunikativen Gedächtnisses dar. In diesem Kapitel wird die Forschung, die sich mit dem Umgang mit dem Thema Holocaust im Familiengedächtnis und mit der Bedeutung des Erzählens für die Weiterführung dieses Gedächtnisses befasst, als Grundlage dafür genommen, Muster und

Strategien im Erzählen der Familienmitglieder, in der innerfamiliären Narration, ausfindig zu machen, die dann in der Kinder- und Jugendliteratur untersucht werden können.

Die Erinnerung an den Holocaust, die sich in der zweiten und dritten Generation nur auf das Familiengedächtnis und andere Teile des kollektiven Gedächtnisses berufen kann, ist oft lückenhaft und unvollständig und doch gerade dadurch von großer Bedeutung (vgl. Windsperger 2013, S. 32). Indem die zweite Generation die Geschichten der Eltern oft wenig hinterfragt hat, sind diese in gewisser Weise zu Familienmythen geworden. Neben den Familienmythen entstehen derart auch so genannte Familienlegenden, also bewusst konstruierte Varianten der Geschichte, die die eigenen Familienmitglieder entlasten sollen (vgl. Reiter 2006, S. 66).

Insbesondere auf der Täterseite wird der Holocaust freilich bis heute oft aus dem Familiengedächtnis getilgt oder es wird dies zumindest versucht. Dahingegen ist der Antisemitismus oft auch nach 1945 in den Familien offen oder unausgesprochen noch präsent. Vorurteile gegenüber Juden werden ins Familiengedächtnis eingeschrieben und an die nächsten Generationen weitergegeben, nur selten - und wenn dann sehr spät - werden sie in Frage gestellt. Und auch in diesen Familien tun sich immer wieder Leerstellen im Erinnern und in der Kommunikation auf. So wird beispielsweise das Wort ‚Jude‘ nicht verwendet. Dies trifft vor allem die Jahrzehnte nach dem Krieg und damit die zweite Generation: Eine solche Tabuisierung wurde von der nächsten Generation, manchmal unwillkürlich, manchmal auch bewusst, durchaus bemerkt. Es gab etwas, worüber man nicht sprechen durfte. Und das in manchen Fällen erst recht dazu motivierte, sich außerhalb der eigenen Familie selbst, ja heimlich zu informieren (vgl. Reiter 2013, S. 40-42). Auch zeigt sich die Tendenz, sich eher und stärker mit der Geschichte des schweigenden Eltern- oder Großelternanteils auseinanderzusetzen (vgl. Rosenthal 1997, S. 73). Dies verdeutlicht auch, was weiter oben angesprochen wurde, dass nämlich die Lücken und leeren Flecken im Familiengedächtnis oft eine starke Wirkung ausüben und eine weitere Auseinandersetzung provozieren können.

Die Tabuisierung ging in manchen Familien so weit, dass, in der Schule mit der Vergangenheit konfrontiert, die Kinder der zweiten Generation mit einer Form von Scham reagierten, die beinahe der Scham in Bezug auf Sexualität glich (vgl. Reiter 2013, S. 43). Die SchülerInnen

schämten sich also zuerst nicht wegen des Geschehenen selbst oder der Rolle, die ihre Familien dabei gespielt haben könnten, sondern wegen eines anerzogenen Tabus.

Erst als sie das volle Ausmaß der Unterdrückung und Vernichtung verstanden hatten, fühlte auch diese unmittelbare Nachfolgeneration ein Gefühl von Scham für die Mitschuld oder jedenfalls Mitverantwortung ihrer Eltern. Und so übernahm auch die zweite Generation in der Kommunikation nach außen bestimmte Tabus (auch in Bezug auf das Wort „Jude“). Dabei verband sich die Auseinandersetzung mit diesen Tabus häufig mit Generationenkonflikten, wie sie grundsätzlich zwischen Eltern- und Kindergenerationen auftreten – und steigerte sich in der Politisierung dieser Konflikte in den 1960er-Jahren, in denen die Erinnerung an die NS-Zeit immer wieder öffentlicher Zündstoff wurde. Doch erst sehr viel später, in den 1980er-Jahren nahm auch das Bedürfnis zu, konkrete Verstrickungen der Eltern in NS-Taten zu identifizieren, wuchs das Interesse daran, die genaue Rolle, die eigene Vorfahren gespielt hatten, zu benennen. Dies traf allerdings vor allem auf Familien zu, in denen die Beteiligung der Eltern oder Großeltern direkt die Massenvernichtung betraf. Mit deutlich weniger Bereitschaft schienen die Nachfahren auf das Thema der Arierungen einzugehen, also die Enteignung von jüdischen Familien, von der ihre Eltern und in weiterer Folge auch sie profitiert hatten und weiterhin profitierten (vgl. Reiter 2013, S. 45). Dies kann einerseits darauf zurückgeführt werden, dass die Bilder und Berichte von der Massenvernichtung, die mittlerweile für jeden zugänglich sind, die Menschen stärker emotional ansprechen als historische Dokumente, die Enteignungen und Übertragungen von materiellem Besitz belegen. Gleichzeitig erscheint es aber auch naheliegend, dass gerade dieses Thema besonders ungerne angerührt wird, da es nicht nur die Taten der Eltern, sondern auch die eigenen Besitzverhältnisse und deren Rechtmäßigkeit in Frage stellt.

Doch die „Schuld“ der Nachfahren besteht laut Ralph Giordano (1999) nicht nur aus dem Erbe ihrer Eltern und Großeltern. Sie liegt auch darin, nicht über das Geschehene zu sprechen, nicht nachzufragen und nicht aufzuarbeiten (S. 17). Die Verantwortung dafür tragen allerdings die erste und zweite Generation, denn „was sie an Geschichtsbürde nicht abgetragen haben, das haben sie den Söhnen, Töchtern und Enkeln hinterlassen“ (Giordano 1999, S. 18).

Eine entscheidende Differenz zwischen der Erinnerungsarbeit von Nachfahren jüdischer Familien, die den Holocaust überlebten, und ihren nicht-jüdischen Altersgenossen ist wohl,

dass Erstere keine Wahl haben: sie sind aufgrund ihrer eigenen Familiengeschichte – und der Tatsache, dass die Massenvernichtung letztlich ja auch ihnen galt – gezwungen, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, während die Nachfahren auf der Seite der TäterInnen sich entscheiden können, ob sie dem Thema eine Bedeutung geben wollen oder nicht (vgl. Reiter 2013, S. 47). Dies unterstützen auch verschiedene Studien zur innerfamiliären Kommunikation und intergenerationalen Weitergabe von biografischen Erzählungen über den Holocaust, deren Ergebnisse ich im Folgenden kurz diskutieren und für unseren Kontext aufarbeiten möchte.

Die meisten Studien in diesem Forschungsfeld basieren auf Interviews. Da diese natürlich maßgeblich von der subjektiven Wahrnehmung und Erfahrung der Interviewten abhängen, erhöht sich die Aussagekraft der Untersuchungen, wenn objektivere Daten aus der historischen Dokumentation zum Vergleich herangezogen werden (vgl. Mettauert 2013, S. 12). Doch ist es nicht immer möglich, historische Details aus Erzählungen einzelner Individuen durch Dokumente zu widerlegen oder zu untermauern. Die im Anschluss vorgestellten Studien bilden nur eine kleine Auswahl, sie stehen stellvertretend für eine überraschend große Anzahl an Familien- und Generationenstudien, die zum Thema Holocaust und Nationalsozialismus durchgeführt wurden. Darüber hinaus werde ich an dieser Stelle keine allzu umfassende Übersicht aller Ergebnisse dieser Studien bieten können, da dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Deshalb beschränke ich mich hier auf die Darlegung einzelner für das hier bearbeitete Thema wichtiger Details.

Unter dem Titel „‘Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln‘“ erschien 1997 eine Studie, herausgegeben von Dan Bar-On, Konrad Bendler und A. Paul Hare, die Fragebögen, ausgefüllt von Angehörigen der dritten Generation in Israel und Deutschland, mit Familieninterviews kombiniert. Der Fokus lag dabei einerseits darauf, wie und was die Großeltern erzählt hatten und welchen Einfluss die Vergangenheit und ihre Verarbeitung auf die Gegenwart der dritten Generation hatte.

Eine Erkenntnis, die aus der Auswertung der Fragebögen hervorging, war, dass zum Untersuchungszeitpunkt noch immer ein Großteil der Jugendlichen aus Deutschland nichts über die Verstrickungen ihrer Großeltern in das nationalsozialistische Unrechts- und Gewaltssystem wusste. Nur ein kleiner Teil (16,3%) gab an, dass die eigenen Großeltern „aktive

oder passive Nazis“ (Bar-On/Hare/Brusten/Beiner 1997, S. 30) waren, während 4,6% ihre Großeltern sogar im Widerstand verorteten. Diese Zahlen decken sich nicht mit den historischen Fakten, was wiederum zeigt, wie wenig Jugendliche über die Geschichte der eigenen Großeltern wissen, was wiederum erste Hinweise auf Probleme der innerfamiliären Kommunikation liefert. Gleichzeitig weisen sie bereits auf die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem Holocaust hin, die über den intergenerationalen Dialog hinausgeht. In den Interviews zeigten sich deutliche Unterschiede zwischen Täter- und Opferfamilien. Während die Opfer ihren Nachkommen bereitwillig, häufig und detailreich, wenn auch nicht immer ohne „Filterung“ (Bar-On 1997, S. 158), ihre Geschichte erzählen, kommt es auf der Täterseite zu einer Tabuisierung der Vergangenheit, oder sie wird verzerrt und lückenhaft dargestellt, wodurch die dritte Generation in diesen Familien ein unvollständiges Bild des Geschehenen erhält. In den Familienerzählungen halten sich nationalsozialistische Rechtfertigungsmythen (z.B. von der Gier und vom Reichtum der Juden) und die Angesprochenen wechseln häufig das Thema (vgl. Hardtmann 1997, S. 106-107). Zu den Verdrängungsmechanismen, die sich zeigen, zählen unter anderem die Verkehrung (von Opfer und Täter), das Aufrechnen von Fehlern und bleibende Vorurteile (Vgl. ebd. 1997, S. 116). Die dritte Generation reagiert hingegen oft mit Schuld und Scham (vgl. ebd. 1997, S. 125). Die Ergebnisse dieser Studie lassen vermuten, dass im Familiengedächtnis der Täterfamilien tendenziell mehr Leerstellen bleiben, also einerseits weniger erzählt wird, aber auch gleichzeitig eine größere Notwendigkeit und damit auch ein möglicher Anreiz besteht, die eigene Familiengeschichte aufzuarbeiten. Dies betrifft die zweite, aber vor allem auch die dritte Generation.

Eine weitere Untersuchung, die sowohl Opfer und Täterfamilien zum Gegenstand hat, wurde von Gerhard Botz unter dem Titel „Schweigen und Reden einer Generation“ herausgegeben. Diese Studie ist aus einem universitären Projekt hervorgegangen, im Zuge dessen Studierende Interviews mit ZeitzeugInnen führen sollten, die im Idealfall mit ihnen verwandt waren oder zumindest ein familienähnliches Naheverhältnis zu dem/der InterviewerIn aufwiesen (vgl. Botz 2005, S. 15). Diese Interviews dienten anschließend als Grundlage für Essays, die die Studierenden verfassten. Diesen wurde bei der Bearbeitung des Stoffs relativ viel Freiheit gelassen, wobei die Art der Bearbeitung von einer reinen Niederschrift des Interviews mit vorangestelltem Kommentar bis zu umfangreicheren Texten reicht, in denen die erzählte Geschichte mit historischen Fakten kontextualisiert wird (vgl. ebd. 2005, S. 18). Dieses Projekt

16

als Forschungsstudie zu werten, ist allerdings nur bedingt möglich, da jede Form von allgemeiner oder systematischer Auswertung der Interviews fehlt und diese nicht auf innerhalb unterschiedlicher Gespräche wiederkehrende Aspekte untersucht wurden. Es werden also keine allgemeingültigen Erkenntnisse aus den Interviews abgeleitet. Die Interpretation liegt also lediglich in der Bearbeitung der VerfasserInnen der Texte.

Dennoch sind die entstandenen Texte für diese Arbeit nicht uninteressant, da sie in gewisser Weise authentische Ausschnitte aus dem realen Familiengedächtnis darstellen: Geschichten, die von den Großeltern erzählt und von den EnkelInnen gehört, bewertet und verarbeitet wurden. Dadurch, dass im Buch selbst keine vergleichenden oder analysierenden Kapitel enthalten sind und dies nachzuholen hier zu weit gehen würde, werden nun einzelne für diese Untersuchung wichtige Aspekte herausgegriffen: So zeigt sich bei manchen Befragten eine noch immer andauernde Bewahrung einiger Elemente des NS-Weltbilds. Andere Befragte verschweigen eine tatsächliche NSDAP-Mitgliedschaft. Hier scheint auch die Nichtbewältigung, die fehlende Überwindung der Vergangenheit, für die Enkelkinder am schwersten zu akzeptieren zu sein (vgl. Leitner 2005, S. 33). Während die zuvor erwähnte Studie von Bar-On, Brendler und Hare zu dem Ergebnis kam, dass in den Familien der Opfer bereitwillig und ausgiebig über den Holocaust geredet wurde, finden sich in diesen Texten auch auf dieser Seite ähnliche Phänomene des Schweigens, Hemmungen, mit der Erzählung zu beginnen, und das Herunterspielen des Grauens, in diesem Fall des eigenen Leidens (vgl. Todorov 2005, S. 28-29). Diese von Botz gesammelten Texte müssen aber als Einblicke in individuelle Lebenssituationen gesehen werden, die keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben dürfen.

Gabriele Rosenthal (1997), die Interviews mit Familien von Überlebenden und Tätern in Deutschland und Israel geführt hat, zeigt hingegen deutlich, dass die intergenerationelle Kommunikation über den Holocaust in Täter- und Opferfamilien grundsätzlich anders funktioniert: Während in Täterfamilien der Versuch unternommen wird, die Geschichte zu verhüllen, wollen die Überlebenden enthüllen (S. 38). Trotzdem findet auch sie „oberflächlich betrachtet ähnliche Mechanismen“ (vgl. ebd. S. 18) wie das Schweigen, die Herausbildung von Familiengeheimnissen und Familienmythen (vgl. ebd. 22) und Leerstellen bzw. Lücken in der Geschichte. Diese Auslassungen haben für Rosenthal allerdings unterschiedliche Gründe: Die einen lassen aus, um etwas zu verhüllen, und füllen diese Lücken oft mit unverfänglichen

Geschichten (vgl. ebd. S. 36), die anderen finden keine Worte für das, was sie, beispielsweise in Lagern, erlebt haben (vgl. ebd. S. 40).

Eines der bekanntesten und qualitativ systematischsten Projekte zum Thema Familiengedächtnis und Holocaust, dessen Ergebnisse unter dem Titel „‘Opa war kein Nazi’: Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis“ von Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschugnall veröffentlicht wurde, beschäftigt sich damit, wie in deutschen Familien (ohne Verfolgungsgeschichte) mit dem Thema Holocaust und der eigenen Beteiligung daran umgegangen wird. Dazu wurden Gespräche mit 40 Familien geführt (vgl. Welzer/Moller/Tschugnall 2002, S. 17), und zwar zunächst in jeweils einzeln geführten Interviews mit Repräsentanten von drei Generationen, deren älteste den Nationalsozialismus noch als Erwachsene oder junge Erwachsene erlebt hatten, und danach in einem gemeinsamen Gruppengespräch. Hierzu wurden in einer Pilotstudie zunächst vier ‚Tradierungstypen‘ (in Bezug auf den Holocaust) festgelegt: Opferschaft, Rechtfertigung, Distanzierung, Überwältigung (vgl. ebd. 2002, S. 82). In den endgültigen Interviews erwies sich der Tradierungstyp Überwältigung, der ein echtes Aufarbeiten des Geschehenen voraussetzt, als vernachlässigbar, da er schlicht nicht oder so gut wie nicht festzustellen war. Dafür zeigte sich in hohem Ausmaß ein neuer Tradierungstyp: das Heldentum (vgl. ebd. S. 85). Auch wenn die Tradierungstypen nur einen kleinen Aspekt der Untersuchung darstellen, bilden sie den Teil, der am meisten über die Kommunikation in den Familien aussagt und der deshalb auch in der Analyse Verwendung finden wird. Am bemerkenswertesten ist die Tatsache, dass bei keiner dieser vierzig Familien, die wohlgerne so ausgesucht wurden, dass keine bekannten Täter im juristischen Sinn darunter waren (vgl. ebd. S. 14), eine echte Aufarbeitung der Familiengeschichte stattgefunden hatte. Stattdessen, so konnten Welzer, Moller und Tschugnall in ihren Mehrgenerationeninterviews feststellen, wurden ‚Geschichten‘ aus der NS-Erfahrung so weitergegeben, dass sich - vergleichbar mit dem Spiel ‚Stille Post‘ - Details, Wertungen, aber auch manifeste Inhalte dabei immer ein wenig veränderten. Manche Elemente der Geschichten schaffen es also nicht in die nächste Generation, andere werden ausgebaut oder verharmlost, in jedem Fall leichter oder stärker in ihrem Sinn verändert (vgl. ebd. S. 14). Welzer, Moller und Tschugnall zeigen auch, dass die zweite Generation vielfach dazu neigt, die eigenen Kinder, also die dritte Generation, vor den Kriegs- und NS-Erfahrungen der ersten Generation abzuschirmen. Generell wird, so stellen sie fest, die Tradierung von einer Generation zur nächsten aber vor allem von einer Tendenz zur „kumulativen

18

Heroisierung“ (vgl. ebd. S. 64) bestimmt, indem Akteure der ersten Generation in der Wahrnehmung der dritten Generation mit widerständigem Verhalten in Verbindung gebracht werden, das in ihren eigenen Erzählungen zumeist gar keine reale Basis besitzt. Dies spiegelt sich auch schon in den empirischen Daten aus der Studie von Bar-On, Hare, Bendler et al., die zuvor bereits erwähnt wurden. Insgesamt nähert sich die dritte Generation, auch wenn sie dazu neigt, die Großelterngeneration zu heroisieren, so aber offenbar auch unbefangener der Geschichte.

So kommt Marianne Windsperger (2013, S. 33) mit dem Blick auf die dritte Generation zehn Jahre später zu einem Welzer et al. scheinbar widersprechenden Schluss. In ihren Augen beginnt gerade diese Generation nun die Geschichtsmymthen ihrer Familie zu hinterfragen. Ein genauer Blick auf ihre Argumentation zeigt freilich, dass hier schon wieder von einer halben Generation später die Rede ist. So ist die erste Generation hier schon die Generation derjenigen, die als Kinder auf der Täterseite zwar noch lebendige Erinnerungen an diese Zeit haben, allerdings keine Verantwortung für eigenes Handeln zu verarbeiten hatten. Vielleicht ist es aber auch die wachsende Distanz zum Geschehen, die es den EnkelInnen nun erleichtert, das Familiengedächtnis zu erweitern und zu modifizieren. Spätestens ab diesem Zeitpunkt wird die durch das Familiengedächtnis motivierte Erinnerungsarbeit auch durch weiteres Wissen, teils aus dem kollektiven Gedächtnis, teils aus der historischen Dokumentation, ergänzt. Ob dies die Lebensdauer des ansonsten nur drei (oder maximal vier) Generationen überdauernden kommunikativen Gedächtnisses erhöht, was bedeuten würde, dass sich die Nachfahren auch noch in den weiteren Generationen mit der Vergangenheit ihrer Urgroßeltern während des Holocaust konfrontieren würden, werden die nächsten Jahrzehnte zeigen.

Eine Studie, die auf den Ergebnissen von Welzer et al. aufbaut, wurde 2006 von Margit Reiter unter dem Titel „Die Generationen danach“ veröffentlicht. Diese beleuchtet mit Hilfe von 18 Interviews vor allem die zweite Generation, also jene, die unmittelbar nach dem Krieg oder etwas später geboren wurden (vgl. Reiter 2006, S. 30). Diese Studie kommt, im Gegensatz zu ihrem Vorgänger, zu dem Ergebnis, dass sehr wohl ein gewisses Interesse an der Geschichte der Eltern besteht und daran, sich damit auseinanderzusetzen (Vgl. ebd. 2006, S. 285). Doch dies bildet nur einen scheinbaren Widerspruch zu den vorherigen Ergebnissen: Die reine

Kommunikation innerhalb der Familie und die Neugier der Nachkommen führen nicht zwangsläufig zu einer Überwindung und Aufarbeitung der Vergangenheit.

Eine Erkenntnis, zu der alle diese Studien, soweit sie überhaupt allgemeine Schlüsse ziehen, gelangen, ist die, dass auch Schweigen eine nicht unbedeutende Form der Kommunikation ist. Sowohl Hare (1997, S. 280) als auch Rosenthal (1999, S. 73) stellen fest, dass Schweigen bei den Nachkommen vermehrt „Spekulationen“ (Hare) oder „Phantasien“ (Rosenthal) hervorruft. Es erhöht somit gewissermaßen das Interesse der Nachgeborenen an der Vergangenheit ihrer Vorfahren. In diesem Zusammenhang wird auch von non-verbaler Kommunikation gesprochen. Dazu zählt unter anderem auch die Weitergabe von Verhaltensmustern, die bestimmte Wertvorstellungen verdeutlichen.

Die hier betrachtete Forschung zeigt, dass, trotz unterschiedlichster Biografien und familiärer Hintergründe, bestimmte Formen der Kommunikation und der intergenerationellen Weitergabe immer wiederkehren. Diese Erzählmuster, -strategien oder ‚Tradierungstypen‘, aber auch ihre Auswirkungen auf die Familien und deren Kommunikation, werden im weiteren Verlauf dieser Arbeit die Grundlage für die Untersuchung bilden, wie in der Literatur zwischen den Generationen über den Holocaust kommuniziert wird. Zunächst wird, im nun folgenden Kapitel, ein Einblick in die (Kinder- und Jugend-) Literatur zum Thema Holocaust gewährt, aber auch der Zusammenhang zwischen Literatur und dem kollektiven Gedächtnis untersucht.

3. Der Holocaust in der Literatur

Dieses Kapitel bietet einen kurzen Überblick über literaturtheoretische Überlegungen zur Verarbeitung des Holocaust. Dabei liegt der Fokus zunächst auf möglichen Problemen der Darstellbarkeit der Geschehnisse und auf den Ansprüchen, die an solche Texte gestellt werden. Anschließend wird, in aller Kürze, die Entwicklung der Holocaustliteratur im Allgemeinen (ohne spezifischen Fokus auf Kinder- und Jugendliteratur) erläutert. Dabei beschränkt sich die Darstellung auf den Entwicklungen der bundesdeutschen Literatur, wenn möglich unter Einbeziehung österreichspezifischer Aspekte. Der Literatur der DDR wird keine besondere Bedeutung zukommen, da sich diese auch nicht in der Auswahl der im Anschluss analysierten Werke wiederfindet. Schließlich wird auf die Frage nach der Authentizität der

literarischen Texte eingegangen und das Verhältnis von Literatur und kollektivem Gedächtnis/Familiengedächtnis dargelegt.

Spätestens seit Adornos nachhallender Reflexion über die Poesie nach Auschwitz

„nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frisst auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben.“ (Adorno 1963, S. 26)

- und Auschwitz steht dabei sowohl symbolisch als auch exemplarisch für den Holocaust - ist klar: Die Ereignisse während des Nationalsozialismus haben nicht nur die deutsche Geschichte, sondern auch die deutsche Literaturgeschichte in zwei Teile geteilt: in ein Davor und ein Danach, wobei die Literatur im Danach nicht mehr gleich funktionieren kann wie zuvor. Michael Hofmann (2003, S. 7) geht dabei sogar über den deutschen Sprachraum hinaus, wenn er diesen Bruch als „Zäsur, durch die sämtliche Grundlagen der westlichen Zivilisation und Humanität in Zweifel gezogen wurden“ bezeichnet. Norbert Otto Eke (2006, S. 11) hingegen sieht in diesem Bruch keine „absolute Zäsur“ im Sinne einer Teilung in ein Davor und ein Danach. Dies würde dem Holocaust nämlich eine Abgeschlossenheit zusprechen. Der Holocaust sei aber nicht als abgeschlossenes Ereignis zu sehen, sondern als Ereignis, das bis in die Gegenwart nachwirkt und deshalb immer mitgedacht werden müsse.

Die heftige Diskussion darüber, ob und allenfalls wie nach Auschwitz überhaupt geschrieben werden könne, verbindet sich inzwischen mit einer ebenso unerbittlich geführten Diskussion über die Trivialisierung oder das „mainstreaming der Shoah“ (vgl. Eke 2006, S. 11). Inzwischen stellt sich nämlich die Frage, wie stark Literatur über den Holocaust kommerzialisiert und für ein möglichst breites Publikum gestaltet werden kann und darf. Über diesen Vorwurf der Trivialisierung durch die Darstellung des Holocaust in unterhaltenden oder belehrenden Genres der Literatur wird in Bezug auf die Kinder- und Jugendliteratur noch ausführlicher zu sprechen sein, da gerade in diesem Zusammenhang Fragen der Trivialisierung kaum zu umgehen sind.

Probleme ergeben sich für die Literatur schon bei der bloßen Benennung des Geschehenen. Auch wenn wir den Dingen Namen geben müssen, um überhaupt darüber sprechen zu können, so bedeutet etwas zu benennen eben auch, es in unsere (bekannte) Welt

einzuordnen, es zu vergleichen (vgl. Eke 2006, S. 12). Nennt man das, was in Auschwitz geschehen ist, das ‚Grauen‘, so ordnet man es all dem anderen ‚Grauen‘ zu, das je so benannt wurde. Fragen der Benennbarkeit und Darstellbarkeit stellen sich auch der Historiografie, wie in den verschiedenen ‚Historiker-Streit‘ genannten Debatten über die Einzigartigkeit des Holocaust deutlich zum Ausdruck kam. Mit welchen Worten beschreibt man etwas, was sich jedem Vergleich mit Bekanntem entzieht? Allerdings wäre die Option, gar nicht über den Holocaust zu sprechen, für die Erinnerung an ihn fatal (vgl. Hofmann 2003, S. 15). Und gerade auch die Literatur, die ja schriftlich festgehaltene Kommunikation ist, trägt zur Vergegenwärtigung der Zäsur Auschwitz maßgeblich bei, wie letztlich auch Adorno später einräumte:

„Das perennierende Leiden hat soviel Recht auf Ausdruck wie der Gemarterte zu brüllen; darum mag falsch gewesen sein, nach Auschwitz ließe sich kein Gedicht mehr schreiben. Nicht falsch aber ist die minder kulturelle Frage, ob nach Auschwitz noch sich leben lasse, ob vollends es dürfe, wer zufällig entrann und rechtens hätte umgebracht werden müssen.“
(Adorno 1973, S. 355)

Die ersten literarischen Verarbeitungen des Holocaust entstanden bereits vor Ende des Zweiten Weltkriegs (vgl. Steinlein 2006a, S. 43f). Unmittelbar nach 1945 konzentrierte sich die westdeutsche Gesellschaft auf den Wiederaufbau, was es erleichterte, das Geschehene individuell und kollektiv zu verdrängen. Erst sehr viel später, nach der Überwindung dieser anfänglichen Abwehr- und Verdrängungsreaktionen der unmittelbaren Nachkriegszeit, bildeten sich zwei Standpunkte heraus, wie mit dem Geschehenen umzugehen sei: Die eine Position forderte, Deutschland und seine nationale Identität müssten sich von der Vergangenheit befreien und wieder wertfrei betrachtet werden. Die andere sah den Holocaust als Element, das bei jeder Art kulturellen Handelns eine Rolle spielt (vgl. Hofmann 2003, S. 8). Beide Haltungen hatten sicherlich das Potenzial, den literarischen Umgang mit dem Thema zu erschweren.

So begann schließlich erstmals in den 1960ern ein breiter kritischer Diskurs zum Thema Holocaust, auch in Bezug auf die Literatur (vgl. Hofmann 2006, S. 70). Dies wird als Reaktion auf die Auschwitz-Prozesse gesehen, die zu dieser Zeit in Frankfurt stattfanden (vgl. dazu Wojak 2004), aber auch auf den schon vorher stattgefundenen Eichmann-Prozess in

Jerusalem. Besonders hervorzuheben ist dabei das Dokumentartheater, das – gleichzeitig auf das Problem der Fiktion im Zusammenhang mit dem Holocaust reagierend – literarisch aufarbeiten wollte, was juristisch nicht bewältigbar war (vgl. Hofmann 2006, S. 70).

Die „Literatur der ‚zweiten Generation‘“ (Steinke 2006, S. 135) begann erst relativ spät, in den 1980er-Jahren, sich des Themas Holocaust anzunehmen (vgl. ebd. S. 136). Dies heißt nicht, dass in der Zwischenzeit keinerlei Literatur über den Holocaust erschien, allerdings werden wir uns an dieser Stelle mit einer Betrachtung der größeren Strömungen begnügen. Seit den 1990ern findet wieder verstärkt eine Auseinandersetzung mit dem Thema statt, wobei gleichzeitig auch der Ruf nach Normalität, im Sinne des Überwindens der Vergangenheit, lauter wird (vgl. Hofmann 2003, S. 130). Diese zwei Vorstellungen scheinen sich grundlegend zu widersprechen, doch könnten sie sich auch gegenseitig verstärken. Der Wunsch zu vergessen kann die Angst vor eben diesem Vergessen - und die damit verbundene Angst vor einer Wiederholung der Vergangenheit - schüren und damit den Wunsch, gegen das Vergessen ‚anzuschreiben‘, stärken. Gleichzeitig könnte ein allzu dominanter medialer Fokus auf das Thema bei den Nachfolgenerationen auch für mehr Ablehnung sorgen.

Das Sterben der ZeitzeugInnen bedeutet, dass bald keine neue autobiografische Literatur über den Holocaust geschrieben werden wird (vgl. Hofmann 2003, S. 130). Allerdings betrifft dies nur autobiografische Literatur, die sich auf die individuelle Erinnerung an die unmittelbare Erfahrung des Holocaust stützt, die Literatur der Nachkommen der Überlebenden und TäterInnen kann sich nach wie vor autobiografisch mit dem Holocaust beschäftigen. Dabei greift sie sowohl auf das kollektive wie auch auf das Familiengedächtnis zurück.

In Österreich fand die öffentliche Auseinandersetzung mit Verzögerung statt, auch weil sich Österreich noch lange selbst als Opfer der Nationalsozialisten sah, was eine kritische Auseinandersetzung mit einer gesellschaftlichen oder individuellen (Mit-)Schuld erschwerte. Während der zuvor beschriebene ‚Bruch‘ in der Geschichte in Deutschland dazu führte, dass der Holocaust und der Zweite Weltkrieg Thema in einem Großteil der Nachkriegsliteratur wurden, fand dies in Österreich nicht oder sehr viel später statt (vgl. Stocker 2012, S. 72). Insgesamt ist die deutschsprachige Literatur, das Thema Holocaust betreffend, in der Minderheit, wobei sie aber eine Sonderrolle einnimmt (vgl. Eke 2006, S. 15).

Literaturästhetisch hat sich, trotz der am Anfang dieses Kapitels dargelegten Einwände, eine hohe Formenvielfalt in Bezug auf die Verarbeitung des Holocaust entwickelt (Hofmann 2006, S. 83). Die Autoren und Autorinnen, die vor allem in der Anfangsphase der autobiografischen Verarbeitung vielfach keine professionellen Schriftsteller waren (vgl. Hoffmann 2003, S. 10), greifen dabei auf verschiedenste „Arten der Darstellung und ästhetische Verfahren“ (vgl. Eke 2006, S. 8) zurück. Diese reichen von lyrischen Verarbeitungen (z. B. Paul Celan) über Theaterstücke (Dokumentartheater) wie auch erzählende Texte bis an die Grenzen der Satire (vgl. Hofmann 2006, S. 77).

So ist es nachvollziehbar, dass die allgemeine Definition sich hauptsächlich an inhaltlichen Kriterien orientiert, wie beispielsweise bei Eke (2006, S. 14), der (bei ihm heißt es „Shoah-Literatur“) alle Texte mit einschließt, die sich mit der „Verfolgungs- und Vernichtungspolitik von den ersten Diskriminierungsmaßnahmen bis hin zum Lager- und Vernichtungssystem“ auseinandersetzen, oder auch mit der Erinnerung daran, wobei keine grundsätzliche Unterscheidung zwischen den Texten jüdischer und nicht-jüdischer AutorInnen gemacht wird.

3.1. Authentizität und Repräsentation

Eine Frage, die immer wieder gestellt wird, ist die nach der Authentizität, nach dem Realitätsgehalt, aber auch nach der Repräsentativität der Geschichten. Dabei wurde das fantasievolle Schreiben über den Holocaust lange Zeit grundsätzlich abgelehnt, da man der Meinung war, dass nur die möglichst realitätsgetreue Darstellung der Geschichte den wahren Ereignissen gerecht werden könne. Gerade den Überlebenden war es wichtig, dass das, was ihnen widerfahren war, akkurat, detailreich und chronologisch dargestellt wurde (vgl. Appelfeld 2003, S. 3). Damit würde sich allerdings die Literatur über den Holocaust, nimmt man diesen Anspruch ernst, auf Sachliteratur und Autobiografien beschränken.

Folglich waren auch die ersten Texte, die den Holocaust direkt thematisierten, autobiografische Texte. Diese Texte nehmen Bezug auf die „kollektiv erlittene Katastrophe“ (Lezzi 2001, S. 39). Somit sind auch sie keine reinen Faktenberichte einzelner Biografien, sondern schöpfen durchaus auch aus dem kollektiven Gedächtnis der Überlebenden. So stellt sich hier schon die Frage, ob die Authentizität eines Überlebenden-Berichtes zugleich auch die tatsächliche Dimension der Massenvernichtung repräsentiert. Denn berichten können nur

diejenigen, die überlebt haben, durch Flucht oder in Verstecken oder sogar in der Hölle der Konzentrationslager. Ihre Geschichten werden schlussendlich immer Geschichten der Rettung sein (vgl. Hofman 2003, S. 10). Können ihre Geschichten auch die der Ermordeten repräsentieren? Der Auschwitz-Überlebende Primo Levi (2015) hat dieses Dilemma in seinem Text „Die Untergegangenen und die Geretteten“ in aller Offenheit formuliert:

„Nicht wir, die Überlebenden, sind die wirklichen Zeugen. Das ist eine unbequeme Einsicht, die mir langsam bewußt geworden ist, während ich die Erinnerungen anderer las und meine eigenen nach einem Abstand von Jahren wiedergelesen habe. Wir Überlebenden sind nicht nur eine verschwindend kleine, sondern auch eine anomale Minderheit; wir sind die, die aufgrund von Pflichtverletzung, aufgrund ihrer Geschicklichkeit oder ihres Glücks den tiefsten Punkt des Abgrunds nicht berührt haben. Wer ihn berührt [...] hat, konnte nicht mehr zurückkehren, um zu berichten, oder er ist stumm geworden.“ (S. 86)

An diesem Beispiel sieht man, dass es den ZeitzeugInnen durchaus selbst bewusst ist, dass sie nicht das gesamte Ausmaß des Holocaust bezeugen können. Allerdings sind all jene, die keine eigene Erinnerung an den Holocaust haben, vor allem Angehörige der nachfolgenden Generationen, auf die Berichte anderer angewiesen (vgl. Eke 2006, S. 9), die Geschichten der Ermordeten können ihnen, wenn überhaupt, nur von den Überlebenden übermittelt werden.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, einen Blick auf das allgemeine Verhältnis von Wahrheit/Authentizität und Wirklichkeitskonstruktion zu werfen: Erinnerungen sind, wie in Kapitel 2.2.1. bereits besprochen, immer auch ein Produkt von „Interpretation und Deutung der Vergangenheit“ (Eke 2006, S. 9). Dies gilt insbesondere für Erinnerungen, die im kollektiven Gedächtnis, im kulturellen wie im kommunikativen, überliefert sind, aber auch, wenn auch vielleicht in geringerem Ausmaß, für individuelle Erinnerungen. Darüber hinaus ist das, was einen Text authentisch macht, von Sprache bestimmt: Ästhetische Formen erzeugen eine authentische Wirkung auf den Leser oder die Leserin (vgl. Hofmann 2003, S. 10).

Ob ein Text authentisch ist oder so wahrgenommen wird, hängt nicht ausschließlich von dessen Wahrheitsgehalt (im Sinne einer faktischen Realität) ab, sondern von verschiedenen gesellschaftlichen, individuellen und literarischen Faktoren.

3.2. Kollektives Gedächtnis und Literatur

Die Literatur über den Holocaust steht zwischen dem „Gebot zur Erinnerung“ und den „Grenzen des Gedenkens“ (Eke 2006, S. 8). Viele Texte über den Holocaust entstanden aus einem persönlichen Bedürfnis der AutorInnen heraus, ihre eigenen Erinnerungen und Erfahrungen weiterzugeben (vgl. Hofmann 2003, S. 10). Zentrales Anliegen dieser AutorInnen war es, den Holocaust nicht in Vergessenheit geraten zu lassen (vgl. Pretzl 2005, S. 63), sei es, um der eigenen Erfahrung sinnlosen Leidens nachträglich einen Sinn zu verleihen, sei es, um der totalen Vernichtung von Menschen wenigstens mit der Erinnerung an sie zu begegnen; eine Erinnerung, die mit dem Verschwinden der ZeitzeugInnen nun ebenso unterzugehen droht. Wenn jene, die eigene, individuelle Erinnerungen an den Holocaust haben, nicht mehr über ihn berichten können, wie wird die Erinnerung dann weitergegeben (vgl. Hofmann 2003, S. 9)? Literatur, vor allem die literarisch verschriftlichten Erinnerungen von Zeugen, wird, gemeinsam mit der Geschichtsschreibung und historischer Dokumentation, diese Funktion früher oder später übernehmen müssen.

Die Literatur über den Holocaust verändert sich dadurch, dass sich ein Wechsel vom „authentischen Gedächtnis der Zeugen“ zum „Nachgedächtnis der späteren Generationen“ (Eke 2006, S. 10) vollzieht. So zeigt sich zwischen der Literatur über den Holocaust und der gemeinschaftlichen Erinnerung an dessen Geschehen eine wechselseitige Abhängigkeit: Die Literatur basiert auf und wird gespeist aus dem kollektiven Gedächtnis, zugleich ist das kollektive Gedächtnis auf die literarischen Verarbeitungen angewiesen.

Literatur ermöglicht es, Vorgänge der realen, nichtliterarischen Erinnerungskultur zu untersuchen (Gudehus, Eichenberg, Welzer 2010, S. 293). Hierbei können gesellschaftliche, psychologische und historische Phänomene untersucht werden, aber auch literaturästhetische.

3.3. Der Holocaust in der Kinder- und Jugendliteratur

Auch wenn die Kinder- und Jugendliteratur selbstverständlich als Teil der Literatur als solcher zu verstehen ist, so zeichnet sie sich doch durch eines besonders aus, das im Zusammenhang mit dem Holocaust eine ganz spezielle Rolle spielt: ihre nicht abzustreitende Nähe zur Didaktik. Durch sie hat sich, wie wir sehen werden, die Kinder- und Jugendliteratur zum

Holocaust nicht immer ganz parallel zur entsprechenden Erwachsenenliteratur entwickelt. Wie die Holocaustliteratur im Allgemeinen, wird auch die Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust häufig als eigene Gattung bezeichnet (vgl. Oeste & Preußler 2017, S. 5). Auch in diesem Zusammenhang wird die spezielle Bedeutung dieser Literatur für die Erinnerung, vor allem mit Blick auf das Verschwinden der ZeitzeugInnen, hervorgehoben.

Die erste systematische Erfassung der Kinder- und Jugendbücher zum ‚Dritten Reich‘, welche folglich nicht ausschließlich Texte zum Holocaust miteinschließt, sondern beispielsweise auch solche, die sich zwar mit dem Krieg, nicht aber mit der Vernichtung befassen, nach theoretisch basierten Parametern analysierte, wurde, in zwei Bänden, 1983 und 1988 von Ernst Cloer veröffentlicht. Etwa zur gleichen Zeit erschienen auch die Texte von Zohar Shavit und Malte Dahrendorf (beide 1988), welche in der Folge als „Dahrendorf/Shavit-Debatte“ (vgl. Kammler 2017, S.9) bezeichnet wurden.

Ausgangspunkt war dabei die Kritik Shavits (1988, S. 12), an der in Deutschland veröffentlichten Kinder- und Jugendliteratur zum Holocaust. Sie würde ein verfälschtes Bild der Geschichte vermitteln, das die Deutschen während der NS-Zeit allesamt als Gegner Hitlers zeige. Sie spricht von einem „geheimen Konsens“ (ebd.) darüber, wie der Holocaust dargestellt werde.

Dabei räumt sie zwar ein, dass Literatur niemals die Wirklichkeit wiedergeben könne, trotzdem fordert sie von den Texten ein gewisses Maß an Glaubwürdigkeit und Repräsentativität ein (Wie typisch ist eine Geschichte für das, was wirklich passiert ist?). So habe es selbstverständlich WiderstandskämpferInnen gegeben, diese seien aber eine extreme Minderheit in Deutschland gewesen und damit in den Kinder- und Jugendbüchern deutlich überrepräsentiert (vgl. Shavit 1988, S. 14-15). Die Verharmlosung, die dort durch den Fokus auf Widerstand und das gleichzeitige Ausklammern der Vernichtung stattfindet, würde dabei den größten Unterschied zwischen deutschsprachiger und israelischer Literatur ausmachen (vgl. ebd., S. 16). Dahrendorf (1988, S. 79) fügt an, dass auch die Trivialisierung dieses kinder- und jugendliterarischen Mainstreams zur Verharmlosung beitrage. Das in Kapitel 3 beschriebene Problem der Trivialisierung zeigt sich in der Kinder- und Jugendliteratur auf besondere Weise. Schließlich wird Kinder- und Jugendliteratur häufig mit außerliterarischen, pädagogischen und moralischen Ansprüchen einer vorgeblich kind- oder jugendgerechten

Darstellung verbunden. So ist sie generell häufig im Bereich der Trivalliteratur angesiedelt oder wird als solche wahrgenommen, als eine die breite Masse ansprechende und mit reduziertem Anspruch produzierte Literatur. Barbara Lube (1989) hält deswegen in einer kurzen Replik auf Shavit/Dahrendorf fest, dass manche ihrer kritischen Bemerkungen eher dem grundsätzlichen Charakter des Genres ‚Jugendbuch‘ geschuldet seien und nicht einer spezifischen Verharmlosungstendenz, und sie wendet ein: „Die besten ‚Jugendbücher‘ sind eben nie für die Jugend geschrieben worden.“ (S. 28) Michael Wermke geht hingegen so weit (1999, S. 109), dass angesichts der Ausmaße des Grauens und der damit verbundenen Darstellungsschwierigkeiten jede literarische Verarbeitung eine Trivialisierung darstelle.

Der zweite Teil von Shavits (1988, S. 24f) Kritik richtet sich gegen die stereotypen Darstellungen in der deutschen Kinder- und Jugendliteratur, welche sich in fast allen Büchern finden. Dabei unterscheidet sie zwischen antisemitischen und philosemitischen Stereotypen. Erstere würden sich vor allem auf äußerliche Merkmale beziehen, wie das immer wieder ins Spiel gebrachten schwarzen Haare jüdischer ProtagonistInnen, zweitere auf positive Charaktereigenschaften, wie Großzügigkeit oder Gastfreundschaft. Beide würden aber dazu beitragen, jüdische Figuren als anders, nicht der deutschen Gesellschaft angehörend, zu bezeichnen. Auch jüdische Bräuche werden falsch oder gar nicht dargestellt. Allerdings finden sich in neueren Werken sehr wohl Beschreibungen jüdischer Bräuche (Kokkola 2003, S. 21). Dahrendorf (1988, S. 80) hingegen sieht in der positiven Beschreibung jüdischer Charaktere keinen Philosemitismus, sondern einen Ausdruck von Schuldempfinden und vom Wunsch nach Wiedergutmachung.

Auch die Deutschen (Shavit verwendet hier die Dichotomie ‚Deutsche‘-, ‚Juden‘, wohl auch in Anlehnung an die von ihr untersuchte Literatur) werden stereotyp dargestellt. Diese werden klar in Nazis und Nicht-Nazis eingeteilt. Während die (zumeist wenigen) Nazis stereotyp als böse (materialisiert als hässlich, widerlich, entstellt) beschrieben werden, scheinen die restlichen Deutschen, Hitler und die Nazis abzulehnen. Die ProtagonistInnen gehören immer zur zweiten Kategorie und werden damit als sympathisch charakterisiert. Eine der Realität näher kommende Abstufung unterschiedlicher Grade von (Mit-)Täterschaft zeigen die Figuren nicht (vgl. Shavit 1988, S. 30-33). Dahrendorf (vgl. 1988, S. 80) sieht die Figuren in der Kinder- und Jugendliteratur als weniger schwarz-weiß gezeichnet, da die von Shavit kritisierten Stereotype immer wieder durchbrochen würden.

In einer Untersuchung aktuellerer kinder- und jugendliterarischer Werke vergleicht Michael Reichelt (2017, S. 44f) erstmals deutschsprachige Texte von AutorInnen mit und ohne jüdischem Familienhintergrund. Diese überprüft er auf definierte Kategorien von Auto- und Heterostereotypen und kommt zu dem Schluss, dass vor allem Stereotype, die das Aussehen betreffen, bei AutorInnen ohne jüdischen Hintergrund häufiger vorkommen, während jene mit jüdischem Hintergrund weitestgehend darauf verzichten. Insgesamt zeigt diese neuere Untersuchung aber, dass es Alternativen zur stereotypen Darstellung zu geben scheint, und bricht gleichzeitig mit Shavits Gegenüberstellung von deutscher Literatur (der Täterseite) und israelischer Literatur (der Opferseite), indem deutschsprachige AutorInnen mit jüdischem Hintergrund mit einbezogen werden.

Shavit (2008) reagiert ebenfalls auf die neueren Entwicklungen der Kinder- und Jugendliteratur mit Bezug auf den Holocaust. In ihrer neueren Abhandlung macht sie unter anderem die stereotype, verharmlosende und geschichtsverfälschende Darstellung in Kinder- und Jugendbüchern dafür verantwortlich, dass immer mehr Menschen in Deutschland sich wünschen, mit der Vergangenheit abschließen zu ‚dürfen‘. Allerdings erkennt auch sie an, dass, gerade in den neueren Werken, auch Darstellungen zu finden sind, die nicht dem bekannten Narrativ (z. B. einer klaren Trennung zwischen Nazis und anderen Deutschen oder der Hervorhebung der Leiden der Deutschen unter dem Krieg) folgen (vgl. ebd. S. 60-62). Doch eine Unterscheidung zwischen zwei Arten von Literatur, jener, die der Geschichte treu bleibt, und jener, die sie verfälscht, ist wohl schwieriger, als Shavit es darstellt (vgl. Kammler 2017, S. 15).

Einige Texte lassen sich in diesem Schema nicht verorten, beispielsweise, weil sie sich mit einem Teil der Geschichte befassen, der zwar Realität war, aber kaum als repräsentativ gelten kann.

Die Forderung nach historischer Authentizität wurde bereits ausführlich in Kapitel 3.1. diskutiert. Generell fällt es schwer, ‚Wahrheit‘ in Bezug auf Literatur zu definieren, da rein fiktionale Werke gemeinhin nicht den Anspruch haben, lediglich Aussagen über die faktische Wirklichkeit zu treffen (vgl. Kammler 2017, S. 11). Damit schließt Kammler an Dahrendorfs (1988, S. 81) Feststellung an, dass, wenn man sich mit Kinder- und Jugendbüchern als literarischen Werken beschäftigt, man grundsätzlich davon ausgehen müsse, dass sich

literarische Wirklichkeit und außerliterarische Wirklichkeit unterscheiden. Allerdings räumt er ein, dass, wenn diese Unterschiede eine wiederkehrende Tendenz aufweisen, der Verdacht auf Vertuschung, auf eine absichtliche Verfälschung der Geschichte naheliegen kann. Damit widerspricht er Shavits (1988) Beobachtungen nicht, versucht aber eine andere Perspektive zu eröffnen. Später fügt Dahrendorf (1999, S. 20) an, dass es in Deutschland tatsächlich verführerisch war, sich hinter dem eigenen Leid während des Krieges zu verstecken und Hitler die gesamte Schuld zuzusprechen, was Dahrendorf auch dafür verantwortlich macht, dass die (kritische) kinder- und jugendliterarische Auseinandersetzung mit dem Holocaust erst sehr spät erfolgte.

Abweichungen von der Realität stellen aber nicht unbedingt eine ‚Lüge‘ dar. AutorInnen verwenden künstlerische, literaturästhetische Elemente, um bestimmte Aspekte der Wirklichkeit anzusprechen. Es geht fiktionaler historischer Literatur nicht darum, die Fakten wiederzugeben (dann wäre sie nicht fiktional), sondern darum, eine „poetische Wahrheitswirkung“ (Kammler 2017, S. 14) zu erzielen. Ist diese Voraussetzung erfüllt, können fiktionale literarische Texte durchaus dazu beitragen, Kindern einen Zugang zur Geschichte des Holocaust zu vermitteln (vgl. Kokkola 2003, S. 23). Nur wenn der Text und die von ihm vermittelte Deutung des historischen Geschehens klar auf die Wirkung einer Unwahrheit zielt, zum Beispiel in Form von Entlastungsstrategien, sei er im Sinne einer fiktionalen historischen Literatur problematisch (vgl. Kammler 2017, S. 14). Die extremste und klar abzulehnende Variante wäre, im Kontext des Holocaust, schließlich jeder Text, der auch nur den geringsten Zweifel daran wecken könnte, dass der Holocaust wirklich stattgefunden hat (vgl. Kokkola 2003, S. 24). Dies bedeute allerdings auch, dass die Literatur nicht in einem Maße fiktionalisiert sein dürfe, dass die LeserInnen sie für gänzlich frei erfunden halten.

Die Diskussion darüber, welches Bild über den Holocaust Kinder- und Jugendbücher ihren LeserInnen vermitteln sollen, zeigt deutlich, wie sehr Kinder- und Jugendliteratur, aber auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung darüber (noch mehr als die übrige Literatur über den Holocaust), grundsätzlich von didaktischen Überlegungen geprägt ist (vgl. Kokkola 2003, S. 9). Diese erzeugen eben auch ihre eigenen Erwartungen an die Literatur.

Erwachsene (die AutorInnen) wollen Kindern und Jugendlichen (den intendierten Adressaten) bestimmte Inhalte und Vorstellungen vermitteln (Sannes-Müller 1988, S. 47). Dagegen

forderte Claudia Maria Toll schon 1986, Kinderbücher weniger dahingehend zu konzipieren und zu bewerten, wie Kinder sein sollen, als darauf zu schauen, wie Kinder und Kindheit in den Büchern dargestellt werden (vgl. Toll 1986, S. 5). Auch Dahrendorf (1988, S. 70) erhebt den Anspruch, dass Kinder- und Jugendbücher über den Holocaust nicht nur als historische Verarbeitungen, sondern als literarische Werke betrachtet werden sollen. Damit nimmt er allerdings weniger kritischen Bezug auf den didaktischen Fokus, sondern auf die zuvor beschriebene Forderung Shavits nach historischer Repräsentation. Allerdings stehen beide miteinander in Verbindung, da das Bedürfnis nach korrekter Historizität unter anderem von dem didaktischen Anspruch herrührt, Kinder- und Jugendlichen ein möglichst akkurates Bild der Geschichte zu vermitteln.

Obwohl sich in der Betrachtung der Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust der Fokus schrittweise auf literaturästhetische Fragen verschiebt, stößt die Vorstellung einer künstlerischen Verarbeitung des Holocaust in der Kinder- und Jugendliteratur weiterhin auf Ablehnung (Steinlein 1996b, S. 302-303). Es wird befürchtet, dass diese der Ernsthaftigkeit des Themas nicht gerecht wird.

Dabei steht Tolls Forderung nach literaturästhetischer Betrachtung und Konzeption kinder- und jugendliterarischer Werke, ähnlich wie die von Kammler (2017) beschriebene Wahrheitswirkung, nicht im Widerspruch zur Authentizität. Gerade durch den Versuch der erwachsenen AutorInnen, das historische Ausgangsmaterial für ihre Adressaten möglichst detailliert, geradlinig, vollständig und geordnet aufzuarbeiten, widerspricht der realen kindlichen Form des Erinnerns, die man von kindlichen ProtagonistInnen erwarten würde (Toll 1986, S. 168/172). Erinnerungen von Kindern unterscheiden sich von denen der Erwachsenen generell darin, dass sie statt auf Fakten meist auf Emotionen beruhen und weniger chronologisch strukturiert sind. Ist von Erinnerungen an die NS-Zeit die Rede, kommt hinzu, dass die Wahrnehmung der Wirklichkeit auch aufgrund dessen, dass die Erwachsenen versuchten, die Kinder vor der harten Realität zu schützen, limitiert ist (Appelfeld 2003, S. 4-5).

Die Entwicklung der Kinder- und Jugendliteratur zum Holocaust kam, wie die literarischen Verarbeitungen des Themas überhaupt, nach dem Krieg nur langsam in Gang. Die Probleme, vor denen die ‚Erwachsenenliteratur‘ bei ihrer Annäherung an das Thema stand und bis heute

steht (Darstellbarkeit, Authentizität, Schuldfragen), erwiesen sich im Zusammenhang mit der Kinder- und Jugendliteratur als noch schwerer zu überwinden, weshalb das Thema für diese Art der Literatur lang abgelehnt wurde. In den ersten Geschichten für Kinder und Jugendliche, die unmittelbar nach dem Krieg erschienen und die NS-Zeit thematisierten, wurden die Deutschen - wie zuvor kritisiert - als Opfer inszeniert (Steinlein 2006, S. 169). Die ersten Texte, die sich der Judenverfolgung annahmten, wurden Ende der 1950er-Jahre veröffentlicht (Dahrendorf 1999, S. 22). Während AutorInnen mit eigenem Verfolgungshintergrund autobiografische Texte verfassten, auch um das Erlebte zu verarbeiten (vgl. Pretzl 2005, S. 40), wurden rein fiktionale Erzählungen lange nur von AutorInnen auf der ‚Täterseite‘ verfasst. Insgesamt sind autobiografische Texte allerdings weit verbreitet (vgl. ebd, S. 58).

In den 1960er-Jahren wurde dann erstmals die Vernichtung selbst thematisiert, wohl - wie Steinlein (2006, S. 170) schreibt - aus „moralischer Betroffenheit“ heraus. Ab den 80er-Jahren erschien in Deutschland sehr viel mehr Kinder- und Jugendliteratur zum Thema als zuvor (vgl. Dahrendorf 1999, S. 18). Ein weiterer Anstieg der Veröffentlichungen in den 90er-Jahren wird auf die gleichzeitig steigende Bereitschaft der Gesellschaft zurückgeführt, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen (vgl. Wermke 1999, S. 123). Aktuell ist die Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust thematisch wie auch literaturästhetisch weit gefächert (vgl. Oeste 2017, S. 23). Viele Texte (ca. 50%) sind, ähnlich wie bei der Erwachsenenliteratur, Übersetzungen (vgl. Dahrendorf 1999, S. 28).

3.4. Das Dilemma: Was kann Kindern und Jugendlichen zugemutet werden?

Die Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust befindet sich im „Widerstreit zwischen wahrheitsgemäßer Darstellung und kindgerechter Aufarbeitung“ (vgl. Wermke 1999, S. 112). Die Kinder- und Jugendliteratur kennt gemeinhin keine traditionellen Formen der Verarbeitung politischer Themen (vgl. Steinlein 2006, S. 171). Darin zeigt sich auch ein Widerspruch: Einerseits ist die Kinder- und Jugendliteratur in der Regel didaktisch konzipiert, gleichzeitig möchte man ihre AdressatInnen, vor allem die Kinder, auch vor der Wahrheit schützen, zumindest wenn man befürchten muss, dass diese den Kindern nicht zuzumuten ist (vgl. Kukkola 2003, S. 9). Gerade unmittelbar nach dem Krieg wurde darauf geachtet, die Literatur für Kinder- und Jugendliche unpolitisch zu gestalten (vgl. Toll 1986, S. 25). Das lange

Schweigen wurde später dann als Versuch entschuldigt, die Kinder, die den Krieg ja noch selbst miterlebt hatten, zu schonen (vgl. ebd. S. 29).

Die Sorge, Kinder zu überfordern oder zu ängstigen, steht im direkten Widerspruch zum Anspruch an die Literatur, die Geschichte möglichst wahrheitsgetreu darzustellen und dabei auch noch möglichst wenig auszusparen. Die AutorInnen sehen sich mit der Herausforderung konfrontiert, gleichzeitig den Ansprüchen an die Holocaustliteratur als auch jenen an die Kinderliteratur gerecht zu werden (Kokkola 2003, S. 11). Den Holocaust für Jugendliche und vor allem Kinder altersgerecht aufzuarbeiten, sei ohne ein gewisses Maß der ‚Abmilderung‘ der Realität nicht möglich (Dahrendorf 1988, S. 81). Täterperspektiven (in diesem Fall im Sinne einer direkten, aktiven Beteiligung am Massenmord) werden in der Kinder- und Jugendliteratur gänzlich ausgelassen (Bosmajian 2001, S. 137). Die Idee einer Identifikationsfigur, die sich an der Vernichtung beteiligt, erscheint weder realisierbar noch vertretbar.

Die Tabuisierung des Themas Holocaust hält sich vermutlich am hartnäckigsten im Bereich des Bilderbuchs (Wermke 1999, S. 113). Dies liegt einerseits daran, dass Bilderbücher in der Regel ein besonders junges Publikum ansprechen sollen, aber auch daran, dass man die bildliche Darstellung aufgrund ihrer Unmittelbarkeit noch stärker scheut als die literarische. Zwar gibt es seit den 90er-Jahren bekannte Bilderbücher zum Thema, diese können das Problem der bildlichen Darstellung aber nicht zufriedenstellend lösen (Steinlein 1996a, S. 95).

4. Großeltern, Generationen und das intergenerationale Gedächtnis in der Kinder- und Jugendliteratur

Großeltern begegnen uns häufig als Figuren in der Kinder- und Jugendliteratur. Sie erscheinen besonders wichtig für die Entwicklung der Figur des Enkelkinds. Wichtige Themen innerhalb dieser Konstellation sind dabei die Loslösung des Kindes von den Eltern, das Hinterfragen der Wert- und Moralvorstellungen der Eltern und das Auseinandersetzen mit der Sterblichkeit des Menschen (vgl. Spinner 2017, S. 235). Großelternfiguren stellen oft auch Ansprechpartner für jugendliche Protagonisten bei Problemen dar (vgl. Pries-Kümmel 2005, S. 435). Sie werden gewissermaßen als alternative Bezugspersonen zu den Eltern dargestellt.

Die Großeltern, häufig sind es Großväter, nehmen in diesem Zusammenhang in der Regel die Rolle der Verbündeten (gegen die Eltern) ein. Sie stehen dabei auch für die „Welt der Fantasie“ (vgl. Spinner 2017, S. 245). Als ErzählerInnen greifen sie die kindliche Fantasie auf und können, wenn sie aus ihrer Jugend oder Kindheit erzählen, den zeitlichen Rahmen der Geschichte erweitern. Insgesamt wird das Erzählen von Großeltern und anderen älteren Menschen in Kinder- und Jugendbüchern als bereichernd dargestellt (vgl. Pries-Kümmel 2005, S. 337). Dabei spielen Momente aus der Biografie der älteren Menschen eine besondere Rolle: Sie dienen als Medium für zeitgeschichtliche Aspekte, zunehmend auch im Zusammenhang mit dem Holocaust und dem Nationalsozialismus. Diese können entweder in Form von Erzählungen, aber auch in Form von Rückblicken integriert werden (vgl. ebd. S. 359). Sofern der Umgang mit der eigenen Vergangenheit und der der Familie explizit thematisiert wird, kann diese Literatur dazu anregen, Lücken im eigenen Familiengedächtnis zu füllen (vgl. Ewers 2005, S. 124). In diesem Fall weckt sie das Interesse an der eigenen Familiengeschichte und dient bei deren Erforschung als Vorbild.

Auch im Bilderbuch wird das Verhältnis zwischen EnkelInnen und Ihren Großeltern durch die besondere, oft als offen gekennzeichnete Kommunikation zwischen ihnen bestimmt. Es ist geprägt von Verständnis, aber auch von Täuschung (wobei sich die kindlichen Figuren auch gerne täuschen lassen). Dabei erweisen sich Großeltern als beliebte Geschichtenerzähler, auch wenn sie dabei nicht immer ehrlich sind (vgl. Wozilka 2017, S. 202-203). Problematisch wird diese Nähe freilich, wenn die Großelterngeneration im Kontext der NS-Verbrechen thematisiert werden könnte.

Eine Auseinandersetzung mit der (Mit-)Täterschaft der eigenen Vorfahren findet in der Kinder- und Jugendliteratur nur selten statt (vgl. Pretzl 2005, S. 72). Das Bedürfnis nach Identifikation mit der Großelterngeneration kann in diesem Fall Verstörung produzieren.

Anders war dies noch eine Generation zuvor, als im Gefolge von ‚1968‘ die ‚roten Großväter‘ als Identifikationsangebot in Abgrenzung zu den eigenen Eltern dienen konnten. (vgl. dazu z.B. das vom „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“ herausgegebene, höchst erfolgreiche Taschenbuch „Der rote Großvater erzählt“, Frankfurt am Main, 1974).

Anders hingegen erscheinen in der intergenerationellen Kommunikation der Familien die Rollen von Verfolgten und Überlebenden verteilt, wo es häufig gerade die EnkelInnen sind,

mit denen die Großeltern über ihre Erfahrungen leichter sprechen können als mit ihren eigenen Kindern. Eine interessante Besonderheit bilden Familien, in denen der geschichtliche Hintergrund beider Seiten repräsentiert ist. Auch solche Familien finden ihren Weg in die Kinder- und Jugendliteratur.

Nicht immer beschränkt sich der intergenerationelle Dialog auf EnkelInnen und Großeltern; bei mehr als einem Drittel der von Elisabeth Pries-Kümmel (2005, S. 423) untersuchten Jugendbücher waren die erzählenden älteren Figuren nicht mit den jungen Charakteren verwandt. Auch für die Großeltern erweist sich der Dialog mit und die Beziehung zu den Enkelkindern als wertvoll: Die EnkelInnen bewahren die Großeltern vor der Einsamkeit (vgl. ebd. S. 446) und das Sprechen über ihre eigene Biografie hilft den älteren Menschen (vgl. ebd. S. 332) mit der Vergangenheit abzuschließen. Letzteres spiegelt auch den „Wunsch nach Entledigung des Schreckens“ (vgl. Pretzl 2005, S. 63) der AutobiografInnen wider.

Historische Literatur beschreibt nicht nur Vorgänge des intergenerationalen Erinnerns, sie ist selbst auch „Medium des kollektiven Gedächtnisses“ (Glasenapp 2005, S. 19). Die Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust spielt eine entscheidende Rolle beim Lernen über den Holocaust, da sie im Vergleich zu auf dokumentierten Fakten basierendem Lernen Raum für Identifikation und Empathie bietet (vgl. Wermke 2005, S. 172). In der Regel werden Geschichten über Großeltern und ihre Enkelkinder aus der Perspektive der EnkelInnen erzählt (vgl. Pries-Kümmel, S. 455), wodurch die Identifikation erleichtert werden soll. Bei Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust, vor allem wenn diese an jüngere LeserInnen gerichtet ist, findet sich aber laut Pretzl (2005, S. 113-114) oft auch eine andere Erzählstruktur: Ein von der Autorin oder dem Autor bewusst konzipierter fiktiver (Ich-)Erzähler, der nur scheinbar aus der Perspektive des Kindes erzählt (ebd. S. 251), etwa indem er von lang zurückliegenden Erinnerungen aus seiner eigenen Biografie berichtet, führt den kindlichen Leser oder die kindliche Leserin in einer seinem Alter angemessenen Sprache durch die Geschichte (ebd. S. 73). Diese Rolle, wenn es sie gibt, übernehmen in den Texten, die im Folgenden analysiert werden, die Großeltern.

5. Methode

Ziel der Analyse wird es sein, möglichst viele der zuvor gesammelten Formen und Funktionen innerfamiliären und intergenerationalen Erzählens und Erinnerns innerhalb der Texte zu untersuchen. Dazu werden die Texte in erster Linie auf narratologische und inhaltliche Aspekte des Erzählens und der familiären Erinnerungsprozesse untersucht, aber, wenn notwendig, auch im Hinblick auf den historischen Kontext. Im Folgenden wird zuerst die Auswahl der Werke kommentiert, anschließend die Forschungsfrage formuliert und schließlich werden konkrete Analyse Kriterien aufgestellt.

5.1. Zur Auswahl der Werke

Untersucht werden vier Werke der aktuelleren Kinder- und Jugendliteratur, in denen Großelternfiguren auftreten, die prinzipiell in der Lage wären, über den Holocaust zu erzählen, und somit nach der zuvor formulierten Definition die erste Generation vertreten. Voraussetzungen für ein mögliches Erzählen sind dabei eine individuelle Erinnerung an den Nationalsozialismus, was ein gewisses Alter zur Zeit des Geschehens voraussetzt, und ein gewisses Näheverhältnis.

Ein weiteres Kriterium war die Aktualität der Werke, weshalb ausschließlich Texte ausgewählt wurden, die nach der Jahrtausendwende veröffentlicht wurden. Der älteste Text „Die Zeit der schlafenden Hunde“ von Mirjam Pressler erschien 2003, der jüngste, „Der Mantel“ von Brigitte Jünger, erst 2019.

Innerhalb dieses zeitlichen Rahmens wurde nun der Versuch unternommen, ein möglichst breites Spektrum an literarischen und familiären Formen abzudecken: So wird in „Die Zeit der schlafenden Hunde“ eine Familie auf der Täterseite gezeigt, in „Rosie und der Urgroßvater“ von Michael Köhlmeier und Monika Helfer und in „Der Mantel“ die Opferseite und in „Opa und Oma hatten kein Fahrrad“ von Gertrud Seehaus und Peter Finkelgruen werden beide Seiten in einem Text verbunden. Es muss an dieser Stelle noch einmal betont werden, dass unter dem Begriff ‚Täter‘ nicht unbedingt eine juristisch erfassbare Täterschaft verstanden wird. Wir werden bei der Analyse der Texte auch immer wieder an die Grenzen der pauschalisierenden Täter-Bezeichnung stoßen. Dann nämlich, wenn es um Figuren geht, die zur Zeit des Holocaust selbst noch Kinder waren. Ihnen wird im Allgemeinen keine Schuld am Geschehen, auch keine moralische, zugesprochen.

Es wurden zwei Jugendbücher und zwei Kinderbücher gewählt. Das intendierte Publikum spiegelt sich dabei auch im Alter der Protagonistinnen. Mit „Rosie und der Urgroßvater“ ist auch ein österreichisches Werk vertreten. Die Geschlechterdimension betreffend, ließ sich leider keine derartige Diversität gewährleisten. Bis auf eine erzählende Großmutter und einen, wenn auch nur am Rande auftretenden, Enkel in „Opa und Oma hatten kein Fahrrad“ handelt es sich ausschließlich um Großvater-Enkelin-Konstellationen.

Außerdem sind manche der Figuren, die wir betrachten werden, streng genommen keine Großeltern: In „Rosie und der Urgroßvater“ ist es, wie der Titel bereits verrät, ein Urgroßvater, in „Der Mantel“ ein guter Freund und Nachbar. Warum ich diese Figuren bei meinen Betrachtungen trotzdem wie Großeltern behandeln werde, wird an geeigneter Stelle jeweils beschrieben.

5.2. Forschungsfrage

Die Fragen, denen in dieser Arbeit nachgegangen wird, und zu deren Beantwortung die vorangehenden theoretischen Überlegungen bereits hinführen, lauten: Welche Funktion haben Großeltern und großelternähnliche Figuren als ErzählerInnen in der Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust, wie erzählen sie, was erzählen sie, wem erzählen sie und welche Bedeutung hat das Erzählen für Großeltern und EnkelInnen und deren Entwicklung und Beziehung?

Um diese Fragen zu beantworten, werden sowohl Aspekte der in Kapitel 2.2.2. beschriebenen und kommentierten sozio-historischen Untersuchungen, wie die Erzählmuster oder die Bedeutung des Schweigens, als auch narratologische Analysen der Fokalisierung und Erzählstruktur mit einbezogen.

5.3. Analysekriterien

Zur Beantwortung der Forschungsfragen werden zunächst die Figuren und ihre Beziehungen zueinander erforscht. Im Mittelpunkt dieser Betrachtung stehen selbstverständlich Großeltern- und EnkelInnenfiguren. Andere werden nur miteinbezogen, wenn sie für das Erzählen über den Holocaust, also die generationenübergreifende, innerfamiliäre Vermittlung, eine entscheidende Rolle spielen, wie etwa Elternfiguren, die zwischen EnkelIn

und Großeltern stehen, oder zur Bildung und Fortschreibung von Familienmythen und -legenden beitragen.

Anschließend wird auch zu untersuchen sein, was genau erzählt wird. Dabei wird der Stellenwert des Holocaust in der Erzählung der Großeltern und im Familiengedächtnis näher betrachtet. In diesem Zusammenhang wird auch die zeitliche Dimension mit einbezogen, wann der Holocaust angesprochen wird. Damit ist sowohl gemeint, in welchem Kontext der Erzählung der Holocaust erwähnt wird, als auch, wann in der Biografie und Entwicklung der Figuren das Thema zur Sprache kommt.

Anschließend wird der äußeren Erzählstruktur, der Frage nach dem Verhältnis von Erzähler und Binnenerzähler und in diesem Zusammenhang auch der Frage nach der Fokalisierung nachgegangen. Die Systematik der Fokalisierung entlehne ich dabei von Gerard Genette. Diese wird allerdings nur am Rande eine Rolle spielen, da sie nur unzureichend die Funktion von erzählenden Großeltern beschreiben kann, weil diese - mit einer Ausnahme - nicht die Erzähler der Texte in Genettes Sinn darstellen. Deshalb muss die Rolle der Binnenerzähler noch darüber hinausgehend erläutert werden. An dieser Stelle wird auch die Frage der Zuverlässigkeit der Binnenerzähler mit einbezogen.

Von zentraler Bedeutung für die Betrachtung des textinternen Erzählens und die Kommunikation zwischen den Figuren sind die in Kapitel 2.2.2. gesammelten Erzählmuster oder Tradierungstypen, die in den Mehrgenerationenstudien zum Vorschein kamen. Eine der Forschungsfragen, die diese Untersuchung leitet, ist denn auch die nach der Übertragbarkeit solcher Erzählmuster auf fiktionales Erzählen. Die Geschichten werden auf folgende dieser Muster untersucht:

- Lücken in der Erzählung
- Filterung
- Tabuisierung
- Verharmlosung
- Schweigen
- Familienmythos
- Familiengeheimnis

Dazu kommen die drei für die Täterseite spezifischen Tradierungstypen:

- Täter-Opfer-Umkehr
- Rechtfertigung
- Heldentum

Diese Erzählmuster stehen dabei nicht alle auf derselben Ebene: Während die ersten fünf eher simplere, einfachere Effekte der Kommunikation darstellen, die nicht unbedingt auf die innerfamiliäre Interaktion beschränkt sein müssen, handelt es sich bei der Bildung von Familienmythen und der Wahrung von Familiengeheimnissen in der Regel um komplexe Vorgänge mit wechselseitiger Wirkung auf das Familiengedächtnis und die innerfamiliäre Kommunikation. Darüber hinaus überschneiden und beeinflussen sich die verschiedenen Tradierungstypen: Der Tradierungstyp ‚Täter-Opfer-Umkehr‘ beispielsweise ist immer wieder eng mit dem Konzept des Familienmythos verknüpft. Im Zusammenhang mit den Erzählmustern wird auch die Betrachtung der beim Erzählen verwendeten Sprache mit einfließen, beispielsweise mit Blick auf die Verwendung von kindgerechter Sprache. Soweit die Erzählungen mit Bildern illustriert sind, wird auch deren Beitrag zur Geschichte mit eingeschlossen.

Eine weitere Frage, die nicht gänzlich außer Acht gelassen werden kann, ist die nach dem Realitätsgehalt und den historischen Fakten, die in der Geschichte verarbeitet wurden. Diese zu kennen ist, um das Erzählverhalten der literarischen Figuren zu untersuchen, streng genommen nicht zwingend notwendig. Dennoch können sie die Analyse des Dargestellten erleichtern und bereichern, und zwar aus den folgenden Gründen:

Erstens scheint sich, hinsichtlich der verschiedenen literaturgeschichtlichen und -theoretischen Überlegungen zur Holocaustliteratur im Allgemeinen und solcher, die an Kinder und Jugendliche adressiert ist, im Besonderen, die Frage nach der Authentizität und der Historizität der Texte förmlich aufzudrängen.

Zweitens untersuchen wir innerhalb der Texte Erzählstrategien, die aus der Forschung über Familiengedächtnis und intergenerationelle Tradierung stammen und deren Anwendbarkeit auf fiktionale Texte nicht gänzlich vom realen Hintergrund dieser Erzählungen zu lösen ist.

Der dritte und entscheidendste Grund für die Miteinbeziehung des historischen Hintergrundes ist die Tatsache, dass unsere Analyse in verschiedenen Bereichen (wenn es um die Zuverlässigkeit des Erzählers oder um die Erzählmuster geht) den Umgang mit der Realität selbst zum Thema macht. Sicherlich wird dabei die innerliterarische Realität im Vordergrund stehen, doch ist, wie wir erfahren haben, diese innerliterarische Wirklichkeit im historisch-fiktiven Kinder- und Jugendbuch nicht gänzlich unabhängig von der außerliterarischen Wirklichkeit, die sie verarbeitet. Somit ist der Realitätsgehalt der Geschichten nicht Teil der Analyse im eigentlichen Sinn, wird aber als Grundvoraussetzung für diese übersichtshalber vorangestellt.

6. Rosie und der Urgroßvater

Monika Helfer und Michael Köhlmeier erzählen die Geschichte von einem Urgroßvater und seiner Urenkelin, die in New York leben. Im Mittelpunkt stehen die Geschichten des Urgroßvaters, Geschichten aus seiner Heimat Hohenems in Österreich, die er seiner Enkelin immer wieder erzählt. Irgendwann wechselt er von fantasievollen Erzählungen zu einem traurigeren Abschnitt seines Lebens. Dabei spielt der Holocaust eine bedeutende Rolle.

6.1. Historischer Hintergrund/ Entstehungsgeschichte

„Da herrschte ein Graf in Hohenems, der hieß Kaspar, und der machte sich Sorgen, weil die Bürger fast nichts zum Leben hatten. Er hörte sich um, und man riet ihm, er solle doch ein paar Juden nach Hohenems holen.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 10)

Dieser Kaspar, der die Juden nach Hohenems holte, beziehungsweise sein reales Vorbild, war im 17. Jahrhundert Reichsgraf von Hohenems. Er stellte 1617 einen Schutzbrief aus, der es Juden erlaubte, sich in Hohenems anzusiedeln und Handel zu treiben (vgl. Sulzenbacher 2008, S. 47). Dies war der Beginn jüdischen Lebens in Hohenems.

Die Geschichten des Urgroßvaters, mit dem sich dieses Kapitel beschäftigen wird, handeln nicht von dokumentarisch verbürgten Details der Hohenemser Geschichte. Doch haben die Menschen, von denen hier erzählt wird, zum Teil durchaus reale Vorbilder, wie das Mädchen Clara, die Tochter des Textilfabrikanten Rosenthal, die, wie auch im Buch, einen Mann aus Antwerpen heiratete (vgl. Sulzenbacher S. 127). Die echte Clara starb 1942 in Theresienstadt,

keiner der Hohenemser Juden überlebte in Österreich den Nationalsozialismus (vgl. ebd. 171). Das Haus, in dem Clara Rosenthal bis 1940 lebte, beherbergt heute ein Jüdisches Museum. Für dessen Dauerausstellung schrieb Monika Helfer 2007 einundzwanzig kurze Geschichten, die gemeinsam mit Bildern von Barbara Steinitz eine in den Ausstellungsrundgang integrierte Kinderausstellung bilden und, in teils freier Assoziation, mit den in der Dauerausstellung präsentierten Objekten und historischen Informationen korrespondieren. Einige Jahre später haben Monika Helfer und Michael Köhlmeier aus diesen Geschichten und den Bildern von Barbara Steinitz die Erzählung von Rosie und ihrem Urgroßvater entwickelt und damit für die fiktionalisierten Gestalten der Kinderausstellung einen neuen, nun tatsächlich fiktionalen Rahmen geschaffen, der im New York der Gegenwart spielt.

Für Julius, den Urgroßvater, gibt es kein direktes, historisch belegtes Vorbild, doch flüchtete der damalige Musiker und Kantor von Hohenems, Harry Weil, so wie Rosies Urgroßvater, über die Schweiz in die USA (vgl. ebd. 160). Eine historisch verbürgte und intensiv beforschte Person, die im Buch mit vollem Namen erwähnt wird, ist Paul Grüninger:

„In der Schweiz hat mir ein Mann namens Paul Grüninger geholfen. [...] Das war ein guter Mann, dieser Paul Grüninger, solche findet man nicht oft. Er war Polizeihauptmann. Er half vielen Juden vor den Nazis aus Österreich und Deutschland zu fliehen. Er wurde deshalb bestraft, und er hat seine Arbeit verloren. Erst als er dreiundzwanzig Jahre tot war, hat man nach ihm eine Straße benannt.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 135)

Paul Grüninger war Polizeihauptmann im Schweizer Kanton St. Gallen. Er rettete bis zum Frühjahr 1939 mehrere Hundert bis Tausende Personen, indem er ihre Einreise in die Schweiz ermöglichte und ihre Abschiebung verhinderte, beispielsweise indem er Einreisedaten rückdatierte (Keller 1993/1998, S. 9). Am 31. März 1939 wurde er deshalb als Polizeihauptmann abgesetzt und im Dezember 1940 wegen Amtspflichtverletzung und Urkundenfälschung verurteilt (vgl. ebd. S. 172 & 199). Grüninger wurde während seiner Lebenszeit nicht rehabilitiert. 1972 starb Paul Grüninger (vgl. ebd. S. 216), und erst im Jahr 1995, über zwanzig Jahre nach seinem Tod, wurde das Gerichtsurteil gegen ihn von den Schweizer Behörden aufgehoben, 1996 ein Platz in St. Gallen nach ihm benannt (vgl. ebd. S. 232-233) und seine Tochter schließlich auch für den materiellen Verlust durch die Entlassung entschädigt.

6.2. Figurenkonstellation

Die beiden handelnden Figuren in dieser Geschichte sind Rosie und ihr Urgroßvater. Andere Personen, wie Rosies Großmutter, ihre Mutter, deren Freund Joe oder ihre eigene Freundin Billie, werden in der Regel nur am Rande erwähnt, und das, mit wenigen Ausnahmen, vor allem in Gesprächen zwischen Rosie und ihrem Urgroßvater. Die gesamte Erzählung teilt sich auf in die Episoden der Rahmenhandlung (Rosies Besuche bei ihrem Urgroßvater) und eine Binnenhandlung (die Geschichten des Urgroßvaters).

6.2.1. Rosie

Rosie lebt mit ihrer Mutter und Großmutter in New York, eine ungewöhnliche Konstellation, die immer wieder auch thematisiert wird. Einmal in der Woche besucht sie ihren Urgroßvater. Da beinahe die gesamte Rahmenhandlung aus den Treffen zwischen Rosie und ihrem Großvater besteht, erfährt der/die LeserIn hauptsächlich aus den Gesprächen zwischen den beiden über Rosies Leben und Person. Rosie wird als interessiertes und intelligentes Kind beschrieben, wobei ihr genaues Alter nicht genannt wird. Sie stellt die kindliche Protagonistin in der Geschichte dar. Sie liebt die Geschichten ihres Großvaters und zeigt dabei große Detailverliebtheit. So fordert sie den Großvater regelmäßig auf, seine (erfundenen) Geschichten weiter auszuschnücken, wie sich gleich bei der ersten Geschichte über das Mädchen Reikle zeigt, die der Großvater erzählt: „Und was hat Reikle angehabt?“ fragt Rosie. „Das ist doch egal was sie angehabt hat“, poltert der Urgroßvater. „Aber mir ist es nicht egal.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 10). In der Regel wird Rosie aber als geduldige und interessierte ZuhörerIn dargestellt. Rosies Vater scheint in Rosies Leben keine Rolle zu spielen, da sie nicht einmal seinen Namen kennt.

6.2.2. Der Urgroßvater

Rosies Urgroßvater, ein alter Herr über neunzig, lebt wie seine Urenkelin in New York, allerdings nicht wie sie in Manhattan, sondern in Brooklyn, einer etwas anderen Welt, in die Rosie sich jedes Mal mit dem Fahrrad über eine Brücke bewegt. Wie im Verlauf der Geschichte erzählt wird, kommt er ursprünglich aus Österreich, genauer: aus Hohenems in Vorarlberg,

von wo er vor den Nazis zunächst in die Schweiz flüchtete. Er lebt alleine und scheint auch neben Rosie, seiner Haushaltshilfe Wing und einigen an einer Stelle erwähnten, aber nie auftretenden Bekannten keine bedeutenden Sozialkontakte zu pflegen, wobei der/die LeserIn über den Urgroßvater auch nur das erfährt, was Rosie über ihn weiß beziehungsweise was er ihr erzählt.

Er wird vordergründig durch seine Rolle als Urgroßvater definiert. So erfährt selbst Rosie seinen Vornamen, Julius, erst kurz vor Ende der Geschichte. Für sie ist er nur der Urgroßvater. Dieser erzählt Rosie bei ihren Besuchen bereitwillig lange Geschichten, die in seiner alten Heimat spielen, die ein Sehnsuchtsort zu sein scheint, den er mental nie ganz verlassen hat. Julius hat auch seine problematischen Seiten. So ist er selbst nicht frei von Vorurteilen und wird von seinen Verwandten als ablehnend Afroamerikanern gegenüber beschrieben, was sich aber am Ende der Geschichte auflöst. Ein Umstand, der allerdings von Rosies Großmutter auf sein hohes Alter zurückgeführt wird.

6.2.3. Urenkelin-Urgroßvater-Beziehung

Die Beziehung zwischen Rosie und ihrem Urgroßvater wird im Buch als sehr eng beschrieben. Dabei stützt sich diese Beziehung vor allem darauf, zu erzählen und erzählt zu bekommen. Rosie kennt die Geschichten bereits, fordert ihn aber immer wieder auf, sie von Neuem zu erzählen. Das Verhältnis zwischen den beiden zeigt viele Parallelen zu Großeltern-Enkeln/Enkelinnen-Beziehungen, wie sie in der Kinder- und Jugendliteratur beschrieben werden. So werden die beiden immer wieder zu Verbündeten gegenüber Rosies direkten Erziehungspersonen, der Mutter und der Großmutter. Zum Beispiel, wenn der Urgroßvater Zigarren rauchen möchte oder Rosie ihre Freundin Billie treffen möchte, der gegenüber die Mutter zu Anfang große Vorbehalte hat. Auch wendet sich Rosie mit ihren eigenen Problemen an den Urgroßvater, so auch, als Billie verschwindet.

Rosie selbst sagt über ihren Urgroßvater: „Ich habe keinen Großvater und keinen Vater [...] ich habe nur einen Urgroßvater, und das genügt mir.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 84). Dies unterstreicht die großvaterähnliche Rolle, die der Urgroßvater in Rosies Leben und damit auch im Text übernimmt. Auch in der Wahrnehmung Außenstehender ist der Urgroßvater eher ein Großvater, so vergisst der Doorman immer wieder, dass Rosie nicht die Enkelin ist. Aus diesem

Grund wird an dieser Stelle davon ausgegangen, dass unsere auf Großeltern-EnkelInnen-Beziehungen zugeschnittenen Bewertungskriterien auch auf diese Geschichte anzuwenden sind. Zu ihrer Großmutter scheint Rosie kein besonderes Verhältnis zu haben, da diese eher negativ charakterisiert wird.

6.3. Der Urgroßvater als Erzähler

Der Urgroßvater erzählt Rosie Geschichten aus seiner Heimat, zunächst allerdings solche, die lang vor seiner Geburt passiert sind. Kapitel 1-8 widmen sich jeweils einer dieser Geschichten. Ob diese, bezogen auf die innerliterarische Wirklichkeit, von ihm frei erfunden sind oder ob er die realen Vorbilder der einzelnen Figuren kennt, geht aus dem Text nicht hervor. Deutlich wird aber, dass der Urgroßvater nicht immer ganz ehrlich zu Rosie ist. Diese für die Wahrnehmung der Geschichten wesentliche zweideutige Grundstimmung wird schon im ersten Kapitel geschaffen, als er von einer Familie erzählt, die die Tiere im Winter am Tisch der Familie mitessen lässt. Im weiteren Verlauf der Erzählung, wenn die Geschichten sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigen, wird aus den lustigen, anekdotischen Episoden eine traurige Geschichte, auch wenn sie ein (halbwegs) gutes Ende findet. Im Folgenden wird hier nun zunächst der Frage nach der Erzählperspektive nachgegangen, um die Rolle des Urgroßvaters als Binnenerzähler genauer zu definieren. Anschließend werden die verschiedenen Aspekte intergenerationalen Erzählens über den Holocaust, die im Buch selbst thematisch werden, analysiert.

6.3.1. Fokalisierung

Um die von Genette entwickelten Kategorien anzuwenden, muss zunächst nach Rahmen- und Binnenhandlung unterschieden werden, da beide einen anderen Erzähler aufweisen.

In der Rahmenhandlung handelt es sich um einen extradiegetischen Erzähler mit interner Fokalisierung. Dieser Erzähler folgt dabei größtenteils der Protagonistin Rosie, wodurch der/ LeserIn einerseits ihre Gedanken erfährt, sein Wissen allerdings auch auf ihres limitiert ist. Der Eindruck, der Erzähler würde Rosies Wahrnehmung folgen, wird einerseits dadurch verstärkt, dass die gesamte Rahmenerzählung im Präsens erzählt wird, und gleichzeitig durch einen beinahe kindlichen Sprachgebrauch, der Aspekte konzeptioneller Mündlichkeit aufweist:

„Und dann ist einmal nicht Rosies Glückstag. Das Gegenteil davon ist es.“(Helfer/Köhlmeier, S. 95). Nur in wenigen Teilen der Rahmenhandlung ändert sich merkbar die Perspektive, und der Erzähler folgt für einen bestimmten Gedanken dem Urgroßvater. Im allerletzten Kapitel wird die Perspektive dann aufgelöst, der Erzähler nimmt Distanz ein und das Ende der Geschichte wird im Präteritum erzählt.

Dem gegenüber steht die Binnenerzählung. Diese wird im Text wie jede wörtliche Rede gekennzeichnet. Innerhalb dieser Geschichten wird der Urgroßvater zum Erzähler. Und zwar zunächst, rein auf die Binnenhandlung bezogen, ein extradiegetischer Erzähler mit Nullfokalisierung. Er ist also nicht Teil seiner eigenen Geschichten und folgt in der Regel auch keiner der erzählten Figuren. Dies ändert sich in der vorletzten Geschichte, die der Großvater Rosie in diesem Buch erzählt. Diese, wie es in der Kapitelüberschrift heißt „Geschichte vom Floh im Ohr und wie er dorthin gekommen ist“ (Helfer/Köhlmeier, S. 108), beginnt noch aus der gleichen Erzählperspektive wie die vorherigen: „Es war einmal ein Mann, der war nirgends zu Hause.“ (Helfer/Köhlmeier, S.110) Dann kommt es mitten in der Erzählung zu einem Bruch. Nachdem der Urgroßvater den Werdegang dieses Mannes geschildert hat, sagt er: „Dieser Mann war mein Großvater gewesen. Er hat mir den Orden oft gezeigt.“ (Helfer/Köhlmeier, S.112) In diesem Moment wird aus der Geschichte über die Juden in Hohenems seine eigene und damit auch Rosies Familiengeschichte, der Urgroßvater wird zum Ich-Erzähler. Dieser intradiegetische Erzähler behält zunächst die Nullfokalisierung bei, solange er von seinem Großvater und seinen Eltern spricht. In der nächsten und letzten Geschichte des Urgroßvaters, die dem/der LeserIn präsentiert wird, findet sich dann keine klare Nullfokalisierung mehr. Die Sicht in die Gefühls- und Gedankenwelt des Urgroßvaters wird verstärkt (z.B. Helfer/Köhlmeier, S. 126: „Ich habe mir gewünscht ich könnte eine Wut auf den Robert haben, eine richtige Stinkwut.“), während das Wissen über die Handlungen und Gedanken der anderen Figuren abnimmt („Emma ist dann wirklich bald abgereist [...] Wir wussten nicht wohin.“ Helfer/Köhlmeier, S. 131). Trotzdem geht das Wissen des Ich-Erzählers über die Perspektive des damaligen Julius hinaus, wohl immer dann, wenn der Urgroßvater im Nachhinein etwas über die Geschichte gelernt hat oder sich zusammengereimt hat. An dieser Stelle stoßen wir gewissermaßen an die Grenzen von Genettes Erzähltheorie, in ihrer Anwendung auf einen Binnenerzähler. Treffenderweise sind wir mit dieser letzten Geschichte auch beim entscheidenden Thema angekommen: dem Holocaust in der Erzählung des Urgroßvaters.

6.3.2. Der Stellenwert und die Positionierung des Holocaust in der Erzählung und im Buch

Wie bereits angesprochen, beschäftigt sich der Großteil der Erzählungen des Urgroßvaters nicht direkt mit dem Holocaust, sondern mit Geschichten aus der Heimat des Großvaters. In der Chronologie der Rahmenhandlung kommt das Erzählen über den Holocaust zuletzt. Und doch wird auf der allerersten Seite in einem kleinen, nahezu ironischen Satz direkt darauf hingewiesen, als über den Urgroßvater gesagt wird: „Dort [in Hohenems] war er selbst ein Kind gewesen und hat gern dort gewohnt, bis er nicht mehr gern dort gewohnt hat.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 7) Dies wird mit der Erklärung ergänzt, dass er, wäre er dort geblieben, wie sein Bruder und seine Mutter in ein Lager gekommen wäre. Hierbei wird der Eindruck vermittelt, dass dies dem Wissensstand Rosies entspreche, wenn man von einer internen Fokalisierung in Bezug auf Rosie ausgeht. Da aber, wie wir bereits festgestellt haben, die Fokalisierung im Buch gewissermaßen flexibel ist, kann diese Erläuterung auch als Außenansicht gelesen werden. Für Ersteres spricht, dass noch der Satz davor sehr stark auf Rosies Perspektive eingeht: „Deshalb nämlich, weil sie es liebt, ihm zuzuhören, wenn er Geschichten aus der kleinen Stadt Hohenems in Austria Europe erzählt.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 7) Besonders der Ausdruck „Austria Europe“ verweist dabei auf die Sichtweise des in den USA geborenen und aufgewachsenen Mädchens. Dagegen spricht allerdings, dass der Urgroßvater scheinbar erst am Ende darüber spricht. Unabhängig davon scheint der oben zitierte Satz das Thema des Buches vorzugeben; die LeserInnen werden neugierig gemacht darauf, warum der Urgroßvater aus Hohenems weggehen musste und was es mit den erwähnten Lagern auf sich hat.

Auch die weiteren Geschichten des Urgroßvaters, ob sie nun vom Urgroßvater frei erfunden sind oder nicht, scheinen die Geschichte als Ganzes zum Holocaust hinzuführen. So thematisieren sie die Ausgrenzung der Juden, deren ‚Anderssein‘ und Ablehnung aufgrund von alten antisemitischen Ressentiments. In einer der ersten Geschichten ruft beispielsweise einer der Bürger von Hohenems dazu auf, die jüdische Familie, von der erzählt wird, anzugreifen. „Gehen wir doch zu denen, die unseren Herrgott ans Kreuz genagelt haben, und zünden ihnen das Dach über dem Kopf an!“ (Helfer/Köhlmeier, S.31) Diese Geschichte spielt mehrere Jahrhunderte vor dem Nationalsozialismus und zeigt damit, wie alt die Ablehnung gegenüber der jüdischen Bevölkerung ist.

Der Nationalsozialismus selbst wird schließlich erst auf Seite 128 Teil der Erzählung. Schon im Vorfeld wird angekündigt: „Diese Geschichte ist traurig und sie wird noch viel trauriger.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 128) Es wird von der persönlichen Diskriminierungserfahrung des Urgroßvaters erzählt und von seiner Flucht in die Schweiz, von Paul Grüninger, der vielen Juden ermöglicht hat, über die Grenze zu fliehen, und vom Neuanfang in den USA. Die Vernichtung, die Lager und der Massenmord werden, obwohl sie auf der ersten Seite schon angesprochen wurden, nicht erwähnt. Was aus der vom Urgroßvater zurückgelassenen Familie im Weiteren passiert ist, bleibt unklar. Diese Auslassungen sollen nun, gemeinsam mit anderen Erzählstrategien beziehungsweise -mustern, genauer im Hinblick auf ihre Rolle in der intergenerationalen Kommunikation untersucht werden.

6.4. Erzählmuster

Der Text wird nun auf die in Kapitel 5 aufgelisteten Erzählmuster hin untersucht. Insbesondere die folgenden drei Muster finden sich in der Erzählung des Urgroßvaters, wobei der klare Fokus auf der letzten Geschichte des Urgroßvaters liegt, seiner eigenen Fluchtgeschichte: 1. Lücken in der Erzählung, 2. Tabuisierung, 3. Verharmlosung. Alle drei finden sich im Erzählen des Urgroßvaters und in der innerfamiliären Kommunikation im Allgemeinen.

6.4.1. Lücken in der Erzählung

Die Erzählung des Urgroßvaters weist deutliche Lücken auf, die ersichtlich werden, auch wenn man ihren Inhalt aus dem Text nicht erfährt. Die erste dieser Lücken betrifft den Verlauf seiner Flucht als Ganzes. Der junge Julius flieht in die Schweiz, dort wird ihm von Paul Grüninger geholfen. Im nächsten Satz, der wohlgermerkt die Antwort auf eine Zwischenfrage Rosies ist, ist er bereits in den USA. Warum, wie und auf welchem Weg er dorthin gekommen ist, wird nicht weiter besprochen. Dies ist allerdings der Frage von Rosie geschuldet, die damit die Erzählung mitgestaltet und lenkt.

Die zweite Lücke, und sie hängt direkt mit der gerade beschriebenen zusammen, betrifft den Vorgang der Flucht in die Schweiz selbst. Julius schwimmt durch den Alten Rhein und verliert dabei seine Klarinette. Danach ist nicht weiter von diesem Vorgang die Rede, bis Julius in seiner Erzählung in der Schweiz angekommen ist. Diese Lücke wird mit einer anderen

Geschichte gefüllt: der des Kantors Salomon Sulzer, an den Julius im Wasser denkt. Er füllt diesen Moment mit einer harmlosen Geschichte. Natürlich wäre es möglich, dass ihm diese Geschichte wirklich eingefallen ist, in der literarischen Wirklichkeit selbstverständlich, es könnte aber auch auf das Füllen von Auslassungen von besonders kritischen Teilen der Geschichte mit etwas Unverfänglicherem hindeuten. Diese Strategie wurde zuvor hauptsächlich in Bezug auf die Täterseite beschrieben. Aber auch die Erfahrung der Opfer konnte mit schmerzhaften Tabus behaftet sein, in jedem Fall aber mit Ambivalenzen. Zumindest was diese zweite Leerstelle angeht, erscheint das plausibel, denn die Flucht über den Alten Rhein ist in der Geschichte des Urgroßvaters eben nicht in erster Linie eine Befreiung, sondern ein Verlust, ein schmerzhafter Abschied.

Die dritte und bedeutendste Lücke ist allerdings die, die wir schon angesprochen haben, und sie betrifft das Schicksal der Mutter und des Bruders. Auch wenn ganz am Anfang des Buches erwähnt wird, dass sie in ein, nicht näher bezeichnetes, Lager deportiert wurden und man „nichts mehr von seiner Mutter und seinem wilden Bruder Eugen gehört hat“ (Helfer/Köhlmeier, S. 7), kommt in der Erzählung des Urgroßvaters nur vor, dass er sie zurückgelassen hat, weil sie nicht mit ihm gehen wollten.

„Ich habe sie zurückgelassen. Sie wollten nicht mit mir gehen. Ich sei ein Schwarzseher, hatte meine Mutter gesagt, das sei bekannt, ich nähme immer das Schlimmste an. Sie sind geblieben. Das Schlimmste habe ich nicht angenommen, das habe ich mir nicht einmal vorstellen können.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 131)

Während die zuvor erwähnte Auslassung noch auf das bewusste Umschiffen besonders schwieriger Momente im eigenen Schicksal verweisen kann (eventuell auch, um die Enkelin zu schützen), deuten Helfer und Köhlmeier hier wohl auf ein anderes Motiv, von dem in der Literatur über die Holocaust-Überlebenden immer wieder die Rede ist: das Motiv der ‚survival guilt‘: Das eigene Schuldgefühl, die Familie ‚im Stich‘ gelassen zu haben, der psychische Reflex auf die Tatsache, nicht geholfen haben zu können. Helfer und Köhlmeier verstärken diesen Eindruck noch durch den Hinweis, dass er die Chance verpasst habe, sich bei der Familie zu entschuldigen: „Und ich habe noch zu ihm sagen wollen, er soll meiner Mutter und meinem Bruder ausrichten, sie sollen nicht auf mich böse sein.“ (Helfer/Köhlmeier, S.131) Die Aussage,

dass er davon ausgehe, sie könnten ihm seine Flucht übelgenommen haben, weist ebenfalls auf ein schlechtes Gewissen hin.

6.4.2. Tabuisierung

Das zweite Kommunikationsmuster, das sich in der im Text beschriebenen Familie zeigt, ist das der Tabuisierung. Diese geht nicht vom Urgroßvater selbst aus, sondern vor allem von der Großmutter. Dieses Tabu wird, nachdem der Urgroßvater Rosie die Geschichte bereits erzählt hat, explizit benannt: „Verrate ja nicht unserer einzigen Tochter, dass ich dir diese Geschichte erzählt habe! Deine Großmutter [...] hat mir nämlich verboten, mit dir über diese Zeit zu sprechen.“ (Helfer/Köhlmeier, S. 136)

Obwohl diese Aussage des Urgroßvaters das Gegenteil andeutet, ist Rosie mit diesem Tabu bereits vertraut. Ja dieses Tabu eröffnet geradezu die Kommunikation über das Nichterzählte. Schon zuvor, am Anfang jenes neunten Kapitels, in dem es zum Bruch in der Erzählperspektive und zum Wechsel zur eigenen Familiengeschichte kommt, wird deutlich, dass Rosie und ihr Urgroßvater in ihrem Frage- und Antwortspiel, ihrem gemeinsamen Verfertigen der Erzählung ein Sprechverbot umkreisen. Dieses Kapitel beginnt nämlich damit, dass Rosie den Urgroßvater etwas fragen möchte, das offensichtlich mit einem ausgesprochenen Tabu belegt ist:

„Urgroßvater ich will dich nämlich etwas fragen, was ich eigentlich nicht fragen darf‘ [...] ‚Die Mama will nicht, dass ich dich das frage.‘
‚Und was willst du fragen?‘
‚Und die Großmutter will es erst recht nicht.‘“ (Helfer/Köhlmeier, S. 108)

Auf den ersten Blick scheint dieses Tabu die Kommunikation vollständig zu blockieren. Statt die Frage zu stellen, weist Rosie immer wieder darauf hin. Sie stellt die Frage schlussendlich auch nie, obwohl der Urgroßvater sie dazu ermutigt. Und doch scheint der Großvater gerade durch dieses Tabu zu ahnen, worum es geht, zumindest beginnt er nun, von seiner eigenen Familie zu erzählen. Und damit scheint bereits eine Grenze überschritten zu sein. Rosie fragt nicht, aber sie bittet ihn darum, ihr eine ganz bestimmte Geschichte aus seinem Leben zu erzählen, ihrer Aussage nach eine „Liebesgeschichte“ (Helfer/Köhlmeier, S. 123), die er einmal erwähnt, aber noch nie erzählt habe. Und damit beginnt dann die Geschichte des

Urgroßvaters und seiner Flucht. Das Tabu selbst hat gewissermaßen erst die Situation, die Motivation geschaffen, diese Geschichte zu erzählen.

6.4.3. Verharmlosung

Eine weitere Erzählstrategie, die hier sichtbar wird und die, wie wir gelernt haben, in Familien sowohl auf der Täterseite als auch auf der Opferseite vorkommt, ist die der Verharmlosung. Dies fängt grundsätzlich damit an, dass der Großvater Rosie eine „Liebesgeschichte von Emma und Robert“ (Helfer/Köhlmeier, S. 123) verspricht, die dann die Geschichte seiner Flucht wird. Und es bleibt eine Liebesgeschichte, auch wenn sie tragisch beginnt und am Ende nicht Emma und Robert zusammen sind, sondern Emma und Julius. Emma ist Rosies Urgroßmutter.

Und auch sonst bleibt die Geschichte des Urgroßvaters vergleichsweise harmlos: Das Wort ‚Nationalsozialismus‘ kommt in der Erzählung nicht vor. Das Wort ‚Nazi‘ wird an einer Stelle genannt, aber es wird nicht weiter darauf eingegangen, lediglich ein „Beamte[r]“ (Helfer/Köhlmeier, S. 130), der für die Namensänderungen der Juden in den Ausweisen zuständig ist, tritt auf. Es kommen auch keine Vernichtungslager vor und keine Deportationen. Die einzige näher beschriebene nicht-jüdische Figur ist Julius Freund Robert, der ihm bei der Flucht hilft. Oberflächlich betrachtet, könnte man dem Text beinahe vorwerfen, die Juden, die beschrieben werden, wären vor der Namensänderung geflohen oder weil man sie „im Aug“ (Helfer/Köhlmeier, S. 131) hatte. Doch lässt sich, bei genauerem Hinsehen, eine plausible Erklärung bieten: Die Autoren wollen ihr Publikum nicht überfordern, dieses Problem wurde in Kapitel 3.3.1. ausführlich besprochen. Sie lösen dieses Problem, indem sie die Geschichte von einem Urgroßvater erzählen lassen, der seine Enkelin nicht überfordern möchte, der sie nicht verstören, sondern ihr Hoffnung geben möchte. Diese Verharmlosung wird thematisch als eine Filterung zum Schutz des Kindes innerhalb der Erzählung. Der Leser oder die Leserin hingegen wird durchaus, und zwar schon auf der allerersten Seite, mit Lagern konfrontiert und damit, dass Menschen dort für immer verschwinden. Hier wird deutlich, dass sowohl vom innerliterarischen Publikum (Rosie) als auch vom außerliterarischen (die LeserInnen) ein bestehendes Wissen über den Nationalsozialismus erwartet wird.

6.5. Bilder

Die Geschichten des Urgroßvaters sind mit an Schattenspiele erinnernden Bildern illustriert. Sie entstammen einem anderen Kontext, nämlich dem der Ausstellung im Museum, verwandeln sich innerhalb des Rahmens der Rosie-Erzählung nun in Fantasien, die die LeserInnen nun sowohl dem Urgroßvater als auch seiner jungen ZuhörerIn zuordnen können. Sie betreffen (bis auf die Illustration auf dem Cover des Buches) nur die Binnenhandlung und müssen somit als Teil der Geschichten des Urgroßvaters gesehen werden.

Dabei sticht ein Bild (S. 130) besonders heraus. Es illustriert eine Szene, nachdem Emma ihren Namen in Sara ändern hat müssen und Robert sich bei dem zuvor beschriebenen Beamten beschwert. Das Bild zeigt auf der einen Seite den Beamten, steif und in Uniform, auf der anderen Seite den schimpfenden Robert mit Emmas Ausweis in der Hand. Im Hintergrund: eine rote Fahne mit Hakenkreuz und dem Adler der Nationalsozialisten. Dieses Bild ist expliziter als der Text. Es zeigt deutlich, dass dies hier nicht irgendein Dorfbeamter ist, sondern ein Vertreter der Nazi-Verwaltung. Und es unterstützt damit die LeserInnen, indem es ihnen noch einen weiteren Hinweis auf die Nationalsozialisten gibt, den Rosie nicht bekommt. Bedenkt man, dass Bilder in der Kinderliteratur zum Holocaust so lange gescheut wurden, ist es interessant, dass hier gerade die bildliche Ebene explizit wird.

Resümee:

Rosies Urgroßvater übernimmt die Rollen, die typischerweise Großvätern zugesprochen werden, und überbrückt zugleich den gewachsenen zeitlichen Abstand zum Geschehen im NS.

Das Erzählen und die Kommunikation zwischen Rosie und ihrem Urgroßvater ist das, was ihre Beziehung zueinander ausmacht. Deshalb ist es auch nicht wichtig, dass Rosie die meisten Geschichten schon kennt. Im Gegenteil, dadurch kann sie sich sogar aktiv an der Entwicklung der Geschichten beteiligen. Helfer und Köhlmeier reflektieren damit etwas, was auch für die Interviews mit ZeitzeugInnen gilt: Ihre Erzählung kommt erst im Dialog zustande. In ihnen verschränken sich die Absichten von Erzählern/Erzählerinnen und Zuhörern/Zuhörerinnen.

Auch wenn die Autoren nicht explizit die Vernichtung der Juden beschreiben, widmet der Text sich doch, auf eine auf Kinder zugeschnittene Art und Weise, der Ausgrenzung und

Diskriminierung, die der aggressiven Verfolgung der jüdischen Bevölkerung vorausgingen. Aber sie geben auch einen kleinen Einblick in das Leben der jüdischen Bevölkerung vor dem Nationalsozialismus, und selbst in die Traditionen jüdischer Bräuche. Auch wenn der Text Elemente der von Shavit (1988) kritisierten Verharmlosung zeigt, tut er dies doch ausschließlich innerhalb der Binnenerzählung, durch die Worte des Urgroßvaters, und macht sie damit selbst thematisch. Dieser zeigt dabei zwei Funktionen:

Erstens ermöglicht er es, die Geschichte in die Gegenwart zu holen. Mit Rosie kann so eine Figur als ZuhörerIn mit einbezogen werden, die die Geschichte aus einer sehr aktuellen Sicht bewerten und verstehen muss. Zweitens wird die Geschichte einem Erzähler in den Mund gelegt, der einerseits nur seine persönliche Geschichte erzählt und zweitens zum Schutz seiner Urenkelin nachvollziehbarerweise an manchen Stellen filtert. Dadurch wird klargestellt, dass diese Geschichte keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit hat. Gerade die Auslassung, seine zurückgelassene Familie betreffend, verstärkt beim Lesen die Wahrnehmung, dass ihnen etwas wirklich Schlimmes passiert ist, ohne dass dabei ins Detail gegangen werden muss. Die Art und Weise, wie die Autorin und der Autor ihn das Bedürfnis seiner Urenkelin nach einer Verbindung zu ihrer eigenen Vorgeschichte beantworten lassen, reflektiert Erzählmuster, die auch in der realen Familienkommunikation gefunden werden, was dem Buch eine große Wahrhaftigkeit verleiht.

7. Die Zeit der schlafenden Hunde

Mirjam Pressler erzählt die Geschichte des Mädchens Johanna Riemenschneider. Auf einer von der Schule organisierten Projektreise nach Israel trifft die Jugendliche auf eine Frau, die das Bild von ihrem Großvater schwer erschüttert, indem sie ihn als Nationalsozialisten und Profiteur der Arisierung des Besitzes ihrer Eltern identifiziert. Kurz darauf stirbt der Großvater und Johanna bleibt mit unzähligen Fragen zurück.

7.1. Historischer Hintergrund – die Arisierungen

Der Roman „Die Zeit der schlafenden Hunde“ ist weder autobiografisch fundiert, noch stützt er sich auf eine konkrete historisch belegte Familiengeschichte. Die Autorin (und Übersetzerin) Mirjam Pressler, die selbst jüdische Wurzeln hat, schreibt hier über eine fiktive

Familie der Täterseite. Gleichwohl greift sie in diesem Jugendbuch zahlreiche historisch belegte Vorgänge im Nationalsozialismus auf. Im Zentrum steht dabei die Arisierung, die Enteignung jüdischer Bürger während des Nationalsozialismus zugunsten von Staat und Mehrheitsbevölkerung (vgl. Goschler/Lillteicher 2002, S. 7). Darüber hinaus schließt der Begriff, im weiteren Sinn, auch „den Prozeß der schrittweisen Verdrängung der Juden aus dem Wirtschaftsleben“ (Bajohr 2002, S. 39) mit ein. Diese Vorgänge waren häufig komplex und die Zahl der daran Beteiligten war hoch. Auch jene, die sich schlussendlich zum Beispiel an den niedrigen Verkaufspreisen für Firmen im Besitz von Juden bereicherten, trugen häufig selbst zu diesen Bedingungen bei, etwa indem sie Gutachter engagierten, die den Wert der Firmen mit Absicht zu niedrig ansetzten (vgl. ebd. S. 48). Zugleich wirkt die Geschichte der Arisierungen bis weit in die Nachkriegszeit, ja bis in die Gegenwart hinein und ist mit dem Aufstieg zahlreicher Unternehmen, aber auch mit den wirtschaftlichen Verhältnissen vieler Familien nach 1945 verbunden. Pressler widmet sich in ihrem Roman also einem Thema, das weit in die deutsche Zivilgesellschaft hineinreicht.

7.2. Figurenkonstellation

Im Zentrum der Geschichte steht die Figur der Johanna Riemenschneider. Ihr Großvater tritt, da die Geschichte mit seiner Beerdigung beginnt, nur in Erinnerungen auf. Auch Johannas restliche Familie spielt in der Geschichte, aber auch für das Erzählen über den Holocaust, in diesem Fall aber meist das Schweigen, eine Rolle. Auch ihr Freund Daniel, der ihr hilft, die neuen Erkenntnisse zu reflektieren und einzuordnen, und auch ihre Lehrerin werden für Johanna zu wichtigen außerfamiliären Gesprächspartnern. Trotzdem werden wir uns hier auf Johanna, ihren Großvater und dessen Vermächtnis konzentrieren.

7.2.1. Johanna Riemenschneider

Die Hauptfigur ist ein achtzehnjähriges Mädchen, das kurz vor ihrem Schulabschluss steht. Ihrer Familie gehört ein großes Modehaus in der Stadt. Auf einer Reise nach Israel, auf der sie ehemalige jüdische Schülerinnen ihrer Schule besuchen, trifft sie Frau Meta Levin, die sie mit der Nazi-Vergangenheit ihres Großvaters konfrontiert. „Mit diesem Nazi will ich nichts zu tun haben.“ (Pressler 2003, S. 81) In einem Rückblick wird klar, was dieser Moment für Johanna bedeutet. „Sie ist wie betäubt, hat das Gefühl, dass in diesem Moment ihre Kindheit und

Jugend zu Ende ist.“ (Pressler 2003, S. 159) Diese Erfahrung stellt für Johanna einen Einschnitt im Leben dar, den sie nur schwer verkraftet. Ihr Freund, Daniel, unterstützt sie dabei. Johannas Familie hingegen, allen voran ihr Vater, möchte Johanna davon abhalten, die problematische Vergangenheit ihres Großvaters an die Öffentlichkeit zu bringen. Johanna hadert mit sich und der Wahrheit, da in ihrer Familie über das Thema nie gesprochen wurde. Doch Johanna möchte nicht mehr schweigen und sieht sich gezwungen, sich mit ihrer Familiengeschichte und mit der Frage nach der ‚geerbten Schuld‘ auseinanderzusetzen.

7.2.2. Erhard Riemenschneider – der Großvater

Johannas Großvater ist zu Beginn der Geschichte bereits verstorben. Die Erzählung beginnt mit seiner Beerdigung, Johannas Großvater hat sich das Leben genommen. Wie Johanna im Laufe der Geschichte erfährt, war er in seiner Jugend ein begeisterter Nationalsozialist und auf diesem Wege kam auch das von der Arisierung betroffene Modehaus Heimann & Company in seinen Besitz, aus dem damit das Modehaus Riemenschneider wurde, das er als sein Lebenswerk betrachtet. Bei seinen Verwandten ist Erhard Riemenschneider nicht überall beliebt, so nennt ihn seine Schwester auf der Beerdigung einen ‚Mistkerl‘. Trotzdem wird in der Familie ein heiles Bild bewahrt.

7.2.3. Großvater-Enkelin-Beziehung

Da die Geschichte erst nach dem Tod des Großvaters einsetzt, erfahren wir über die Beziehung zwischen Enkelin und Großvater nur aus Rückblicken aus Johannas Sicht und aus ihrem Verhalten und ihren Gedanken, ihren Großvater betreffend. Daraus lässt sich allerdings schließen, dass Johanna zuvor ein gutes Verhältnis zu ihrem Großvater hatte. Gerade deshalb erscheint die Wahrheit besonders schockierend, da sich das Bild von ihrem Großvater nun drastisch ändert. Bei der Erinnerung an ihr letztes Treffen, nachdem Johanna in Israel war, beschreibt Johanna den „Schmerz darüber, dass sie den Großvater von früher verloren hatte“ (Pressler 2003, S. 19). Allerdings sprechen sie bei diesem Treffen nicht über das, was Johanna in Israel erfahren hat. Bis zum Schluss scheint Johanna den Bruch in der Beziehung zu ihrem Großvater nicht zu überwinden, sie kann ihn nicht mehr mit denselben Augen sehen: „Opa, denkt sie, und das Wort tut weh.“ (Pressler 2003, S. 255) Die vertraute Anrede scheint nicht mehr zu passen.

Johannas Großvater kann in dieser Geschichte also nicht mehr erzählen. Trotzdem sind seine Vergangenheit und die Art, wie in der Familie darüber kommuniziert wird, für die Handlung und die Entwicklung der Figur seiner Enkelin von ausgesprochen großer Bedeutung. Dabei lassen die Reaktion Johannas und der Umgang der Familie mit der Vergangenheit darauf schließen, dass die bei ihm vorherrschende Form des ‚Erzählens‘ das Schweigen war. Und wie bereits in Kapitel 2 erläutert, ist Schweigen eine essenzielle Form der Kommunikation, die sich in vielen Familien findet.

Das Schweigen des Großvaters schlägt sich auch in der weiteren Interaktion zwischen den Familienmitgliedern nieder. So finden sich im Zusammenhang mit der Vergangenheit des Großvaters alle drei für Täterfamilien typischen Tradierungstypen: Rechtfertigung, Täter-Opfer-Umkehr und Heldentum. Außerdem wird die Vergangenheit des Großvaters durch das Schweigen und die vorherrschende Tabuisierung zum nahezu unüberwindbaren Familiengeheimnis. Hinter all dem steht das Schweigen des Großvaters, das von seinem Sohn weitergeführt wird.

7.3. Fokalisierung

Erzählt wird „Die Zeit der schlafenden Hunde“ von einem extradiegetischen Erzähler mit interner Fokalisierung, welcher Johannas Gedanken und Wahrnehmung folgt und auf ihre Perspektive fixiert ist. Die LeserInnen hören dabei nicht nur Johannas Gedanken mit und sehen die Welt mit ihren Augen, der Erzähler folgt auch Johannas Träumen und Erinnerungen. Die Innenperspektive bleibt durchgehend ungebrochen, es gibt keine erklärenden Kapitel oder Abschnitte, die dem Leser/der Leserin zusätzliche Informationen liefern könnten. Verstärkt wird der Effekt der Sicht von innen dadurch, dass die wörtliche Rede nicht gekennzeichnet wird. Sie fließt nahtlos in die Wahrnehmung der Protagonistin mit ein:

„Er nimmt seine Hände aus ihren, reißt mit einer grotesken Bewegung den rechten Arm hoch, so, sagt er, so und sie denkt, eine Karikatur, schlimmer als jede Karikatur, und sie versteht nicht mehr, warum sie sich damals, als Kind, vor ihm gefürchtet hat.“ (Pressler 2003, S. 128)

Es wird also nicht einmal während der wörtlichen Rede die Stimme wirklich an einen anderen Sprecher abgegeben. Auch dass die Geschichte in der Gegenwart erzählt wird, trägt dazu bei,

dass der Leser / die Leserin das Gefühl hat, Johanna direkt zu folgen. Lediglich Erinnerungen werden in der Vergangenheitsform erzählt:

„Das Bild schwimmt vor ihren Augen, die Gestalten verlieren ihre Konturen, lösen sich auf und verschwinden im grauen Horizont, der Friedhof wird zu seinem Garten. Er kniete zwischen den Beeten, als sie ihn das letzte Mal sah, vor ungefähr drei Wochen.“ (Pressler 2003, S. 16-17)

Der Bruch in der Zeitform markiert also die Grenze zwischen aktuellem Geschehen und Erinnerungen.

7.4. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis der Familie Riemenschneider

Wie bereits ausführlich besprochen, gibt es in dieser Geschichte keinen erzählenden Großvater im eigentlichen Sinn, obwohl die Beziehung zwischen Enkelin und Großvater eine große Rolle in der Geschichte spielt. Erhard Riemenschneider ist in gewisser Weise ein Nicht-Erzähler. Um also etwas über Auswirkungen seiner nicht wahrgenommenen Erzählerrolle auf die Familie und vor allem auf seine Enkelin zu betrachten, können nur das Schweigen und dessen verschiedene Formen und Weiterentwicklungen in der Familie untersucht werden. Die folgenden Tradierungstypen und Erzählmuster können also nur bedingt in seinem eigenen Erzählen gefunden werden, vielmehr vor allem in der Kommunikation zwischen Johanna und ihren Eltern. Trotzdem ist davon auszugehen, dass diese im Schweigen des Großvaters ihren Ursprung hat. Der Einzige aus der Familie, der bereit ist, offen mit Johanna zu sprechen, ist ihr Onkel, eigentlich Großonkel, Hubert, der Bruder ihrer verstorbenen Großmutter.

7.4.1. Erhard Riemenschneider und der Nationalsozialismus

Die Rolle, die ihr Großvater im Nationalsozialismus gespielt hat, kommt in der Geschichte nur nach und nach ans Licht. Am Anfang steht die Aussage Meta Levins, Johannas Großvater sei ein „verdammter Nazi“ (Pressler 2003, S. 81) gewesen. Dabei dreht sich zunächst alles um das Modehaus, das der Großvater der Aussage des Vaters nach rechtmäßig erstanden hat und das sich zuvor unter der Firmenbezeichnung Heimann & Company im Besitz zweier jüdischer Familien befunden hatte. Doch mit der Zeit muss Johanna erfahren, dass ihr Großvater auch kein ‚unbeteiligter‘ Profiteur war, sondern ein aktiver Nazi, der, so spricht es Johannas Lehrerin offen aus, genau gewusst haben muss, dass er sich am Eigentum der Vorbesitzer

bereichert. Einen weiteren Hinweis auf seine Funktion im Nationalsozialismus findet Johanna selbst, auch wenn sie diesen selbst nicht deuten kann: ein Foto, das den Großvater in einer Uniform mit Totenkopfemblem zeigt. Und auch wenn Johanna das Symbol nicht zuordnen zu können scheint oder es zumindest nicht explizit tut, so weiß der Leser/ die Leserin, soweit er sich mit dem Thema bereits intensiver befasst hat oder dazu recherchiert, was dies bedeutet: Johannas Großvater war kein einfaches Parteimitglied, sondern bei jener Gruppierung der SS, die hauptsächlich mit der Verwaltung und Bewachung der Konzentrationslager betraut war und später auch als Einsatzgruppen in Polen an den ersten Verbrechen der Massenvernichtung beteiligt waren: den Totenkopfverbänden. Die Reaktion der Mutter („Diese Fotos werfen wir am besten gleich in den Mülleimer, dein Vater braucht sie gar nicht erst zu sehen, sonst regt er sich nur wieder auf“ (Pressler 2003, S. 96)) deutet an, dass es noch ein weiteres, sehr viel schlimmeres Geheimnis in dieser Familie gibt als das über die Herkunft des eigenen Vermögens. Doch dieser Andeutung wird im Buch überraschenderweise nicht weiter nachgegangen, Johanna informiert sich nicht weiter über die Bedeutung des Totenkopf-Symbols.

Gesprochen wird über den Holocaust und den Nationalsozialismus in der Familie Riemenschneider nicht. Erst als Johanna von außen damit konfrontiert wird, zwingt sie ihre Familie dazu, sich mit der Vergangenheit des Großvaters auseinanderzusetzen.

7.4.2. Schweigen und Tabuisierung: Das Familiengeheimnis der Familie Riemenschneider

Im Folgenden werden die Erzählmuster Schweigen und Tabuisierung, als Manifestation des Familiengeheimnisses rund um die NS-Vergangenheit des Großvaters, zusammen betrachtet und im Jugendbuch untersucht.

Das Schweigen des Großvaters, über das man in diesem Buch nur mutmaßen kann, das sich aber in der krisenhaften Reaktion seiner Enkelin deutlich zeigt, wird in der Familie weitergeführt. Es erscheint als (Nicht-)Kommunikationsform in der Familie verbreitet zu sein, und dies auch in Bezug auf andere Ereignisse und Familienthemen, wie beispielsweise den Selbstmord von Johannas Großmutter. Ob dieses ebenfalls verschwiegene Familiendrama vom Thema der nationalsozialistischen Vergangenheit überhaupt klar zu trennen ist, lässt Pressler freilich offen, da im Buch lediglich angedeutet wird, die Großmutter könnte sich aus

Scham und auf Grund von Schuldgefühlen das Leben genommen haben. Von Johanna wird dieses Schweigen wie folgt benannt: „Wir sind eine Familie, in der über vieles nicht gesprochen wird.“ (Pressler 2003, S. 51)

Bis zum Schluss, lange nachdem Johanna dieses Schweigen gebrochen und beschlossen hat, mit ihren Eltern darüber zu sprechen, blockt ihr Vater jeglichen Kommunikationsversuch ab; man merkt, wie wichtig dieses Schweigen für ihn ist, zu dem er unbedingt zurückkehren möchte: „Ich will nichts mehr davon hören, sagt er, es ist lange her, einmal muss Schluss sein.“ (Pressler 2003, S. 240) Interessant ist dabei die Formulierung „Schluss sein“, da die Familie ja gerade erst damit angefangen hat, sich mit der Geschichte zu beschäftigen.

Während der Vater also verzweifelt am Schweigen festhält, schreibt Johanna ihrer Mutter eine andere Umgangsweise zu: die Tabuisierung. Diese unterscheidet sich vom Schweigen in der Art, wie über die Dinge gesprochen wird. Während der Vater jede Kommunikation verweigert, warnt die Mutter Johanna, wenn auch nur in deren Vorstellung, vor den Folgen ihrer Suche nach der Wahrheit: „Und plötzlich hört sie die Stimme ihrer Mutter, die sagt, man wäscht keine schmutzige Wäsche vor aller Augen.“ (Pressler 2003, S. 217) Auch wenn an dieser Stelle offen bleibt, ob die Mutter dies tatsächlich zuvor gesagt hat oder ob sie es nur in Johannas Vorstellung tut, scheint doch auch Johanna von diesem explizit benannten Tabu erfasst zu sein, das sie vor allem mit ihrer Mutter verbindet: Man spricht nicht über Familienangelegenheiten mit Fremden, und über so heikle schon gar nicht. Es ist also ein über das Schweigen innerhalb der Familie hinausgehendes Tabu, das insbesondere die Kommunikation nach außen betrifft und Johanna wohl deshalb auch gerade dann in den Sinn kommt, als sie mit ihrer Lehrerin über die Vergangenheit ihres Großvaters sprechen möchte.

Aus diesem Schweigen - zusammen mit der Tabuisierung des Themas nach außen hin - hat sich in Folge ein Familiengeheimnis entwickelt, das sowohl vor Außenstehenden als auch vor einzelnen Familienangehörigen, vor allem Johanna und ihrem Bruder gegenüber, gewahrt wird. Johanna hat dieses Geheimnis nun aufgedeckt, doch statt zur Eingeweihten, zur Verbündeten des Vaters beim Schutz dieses Geheimnisses vor Fremden zu werden, wird sie zur Aufdeckerin, zur Verräterin: „Du lässt nicht locker, du willst unbedingt schlafende Hunde wecken, du bist genauso stur wie er, also was willst du?“ (Pressler 2003, S. 152) Diese schon im Titel stehenden ‚schlafenden Hunde‘ stehen sprichwörtlich für eine Gefahr, die jederzeit

über einen hereinbrechen kann, wenn man es provoziert, und von der man sich deshalb lieber fernhält. Es scheint also beinahe, als wolle Johannas Vater seine Kinder vor etwas schützen, indem er ihnen die Wahrheit vorenthält.

In Wahrheit ist in Johannas Fall jedoch etwas anderes eingetreten: Das lange Schweigen des Großvaters und des Vaters hat sie nicht geschützt, sondern dazu geführt, dass sie gänzlich unvorbereitet auf die Konfrontation mit Meta Levin ist. Mit anderen Worten, das Familiengeheimnis schützt sie nur so lange, solange sie nicht mit der anderen Seite dieser Familiengeschichte in Berührung kommt. Es verpflichtet Johanna, weiterhin an der von den Nationalsozialisten absolut gesetzten Trennung von „Wir“ und die „Anderen“ festzuhalten und damit die Geschichte fortzusetzen. In dem Moment, wo sie – durch die Begegnung mit Meta Levin – diese Trennung nicht mehr aufrechterhalten kann, fehlt ihr jede Form der Verarbeitung, um angemessen reagieren zu können. So stürzen sie die späte Erkenntnis und die Tatsache, nie mit dem Großvater darüber sprechen gekonnt zu haben, in eine Depression, die sich in Johannas Gedanken zeigt. „Ich will es nicht, ich will überhaupt nicht mehr erwartet werden, kein Warten, keine Erwartungen, ich will nichts mehr, nichts sehen, nichts hören, nicht reden.“ (Pressler 2003, S. 74)

7.5. Tradierungstypen

In Johannas Familie finden sich drei der für Täterfamilien typischen Tradierungstypen: Rechtfertigung, Täter-Opfer-Umkehr und Heldentum. Alle drei lassen sich auf den Großvater zurückführen, werden von den Eltern fortgesetzt und finden sich teilweise auch in Johannas Umgang mit ihren eigenen Schuldgefühlen wieder.

7.5.1. Rechtfertigung

Im Zentrum der Rechtfertigung, die in der Familie für die Taten des Großvaters besteht, steht die Aussage, der Großvater hätte für das Modehaus damals bezahlt: „Er hat es gekauft, sagt der Vater, er hat einhundertzehntausend Reichsmark für das Haus am Marktplatz bezahlt und nochmal zwanzigtausend für das Wohnhaus.“ (Pressler 2003, S. 155) Außerdem habe der Großvater nach dem Krieg Wiedergutmachungszahlungen geleistet. „Und später, nach dem Krieg, als sie ihn angezeigt haben, die feinen Erben der ehemaligen Besitzer, hat er ihnen noch

mal etwas bezahlt.“ (Pressler 2003, S. 155) Für den Vater und, wie es den Anschein hat, auch den Großvater ist das Thema – mit einer polemischen Spitze gegen die „feinen“ Vorbesitzer – damit erledigt.

Und auch Johanna klammert sich an diesen Gedanken, als sie mit ihrer Lehrerin spricht, die, um ihr zu helfen, selbst recherchiert hat. „Mein Vater hat hundertzehntausend Reichsmark für das Geschäft bezahlt, sagt Johanna, das weiß ich von meinem Vater, wie kann Frau Levin sagen, er habe das Geschäft gestohlen?“ (Pressler 2003, S. 218) Doch die Lehrerin klärt Johanna auf, dass die Heimanns nie etwas von dem ursprünglich bezahlten Betrag erhalten haben und ihr Großvater in seiner Position mit Sicherheit darüber informiert, ja sogar aktiv daran beteiligt war, dass die Heimanns und die Rosenblatts gezwungen wurden, das Geschäft zu verkaufen.

Eine weitere Form der Rechtfertigung, die der Vater Johanna gegenüber wählt, ist die Frage danach, wie sie sich „damals verhalten hätte“ (Pressler 2003, S. 152), die Johanna durchaus zu denken gibt. Trotzdem kann sie dies nicht als Erklärung hinnehmen.

7.5.2. Heldentum

Eine Weiterentwicklung der Rechtfertigung, der Großvater habe das Modehaus auf normale Weise käuflich erworben, ist der Familienmythos, der Großvater hätte den Heimanns und Rosenblatts mit dem Kauf des Modehauses die Flucht ermöglicht, ihnen also gewissermaßen das Leben gerettet. Diese Geschichte kennt Johanna tatsächlich schon seit ihrer Kindheit: „Mein Großvater hat ihnen das Geschäft abgekauft und ihnen dadurch die Flucht ermöglicht“ (Pressler 2003, S. 50), wie Johanna es beschreibt. Johannas Vater meint sogar, „deine Frau Levin sollte dankbar sein“ (Pressler 2003, S. 155). Da der Vater keine eigenen individuellen Erinnerungen an die Kriegszeit hat, kann angenommen werden, dass sowohl die Rechtfertigung als auch die Vorstellung vom Großvater als einem Helden, der die jüdischen Vorbesitzer gerettet hat, ursprünglich vom Großvater ausgingen und vom Vater lediglich ausgeweitet und bearbeitet wurden.

Die Lehrerin widerspricht auch dieser Aussage: „Man kann jedenfalls nicht sagen, dass er den jüdischen Besitzern einen Gefallen getan hat, ganz bestimmt nicht.“ (Pressler 2003, S. 221) Damit entlarvt sie die Heroisierung des Großvaters als Mythos.

7.5.3. Täter-Opfer-Umkehr

Pressler greift auf diesen Tradierungstyp zurück, wenn Johanna sich an die Erzählungen ihres Großvaters erinnert. Erzählungen, die sie bis zu ihrer überraschenden Konfrontation mit einer Zeitzeugin der Opferseite, eben jener Meta Levin, offenbar nie in Frage gestellt hat. In Israel berichtet Johanna Meta Levin davon, dass ihr Großvater nie über die Herkunft des Geschäfts gesprochen habe, sondern nur von den „Hungerjahren, als er mit dem, was Heimarbeiterinnen nähten, alles wieder aufgebaut hat.“ (Pressler 2003, S. 202) Dieser Fokus auf das eigene reale Leid ist die simpelste Form der Täter-Opfer-Umkehr.

Auch Johanna ist der Wunsch, sich selbst zum Opfer zu machen, nicht fremd, wenn sie ihn auch in einer erweiterten Form auslebt, in einem Kapitel, das den bereits auf das Thema hinweisenden Titel „Vertauschte Rollen“ trägt. Dieses spielt in Israel, genau genommen handelt es von einer Erinnerung an eine Begebenheit dort, bei der Johanna es zulässt, dass Meta Levins Enkel Doron gegen ihren Willen mit ihr schläft, wobei sie es fast genießt, „sich als Opfer zu fühlen“ (Pressler 2003, S. 209). Und auch danach, als Johanna bei einer Ärztin einen HIV-Test macht, wünscht „sie sich fast, sich angesteckt zu haben, als Strafe, als Entschuldigung, als irgendetwas, was ihn zum Täter machte und sie zum Opfer“ (Pressler 2003, S. 210-211). Mit dieser deutlich überspitzten Darstellung des Wunsches nach einer Möglichkeit, sich weiterhin als Opfer inszenieren zu können, zeigt die Autorin, wie schwer es der Figur fällt, mit ihrem Wissen um die Taten des Urgroßvaters umzugehen und den Schock, den dieses neue Wissen bei ihr ausgelöst hat zu überwinden.

7.6. Die Frage nach der geerbten Schuld

Johanna beschäftigt sich im Buch immer wieder mit der Frage, ob und - wenn ja - in welcher Form sie etwas von der Schuld ihres Großvaters geerbt hat. Diese formuliert sie auch schon am Anfang, wenn auch scheinbar in Bezug auf den Suizid ihrer beiden Großeltern: „Vererbt sich das Unglück?“ (Pressler 2003, S. 47). Später wird deutlich, dass dieses Unglück nicht allein in der Suizidalität besteht. Auch Meta Levin sagt etwas Ähnliches zu Johanna, das als Ausgangspunkt für deren Überlegungen gesehen werden kann: „Unrecht Gut gedeiht nicht.“ (Pressler 2003, S. 77) Was genau Frau Levin damit meint, das Geschäft oder Erhard Riemenschneiders Familie, bleibt offen. Doch Johanna fühlt die Schuld ihres Großvaters. In

einem ihrer Träume hört sie einen israelischen Sicherheitsbeamten am Flughafen, der sie mit den Worten angreift: „Vater oder Großvater, schrie er, das ist doch egal, bis ins dritte und vierte Glied wird es euch verfolgen“ (Pressler 2003, S. 55). Diese Aussage, die Johanna im Traum zwar einem Israeli in den Mund legt, die aber eigentlich ihrer Fantasie entspringt, zeigt ihre eigene Unsicherheit und die Angst, doch etwas von der Schuld des Großvaters geerbt zu haben.

Gerade im Kontext der Arisierung bekommt das Erben von Schuld eine zweite, greifbarere Bedeutung. Johanna hat nämlich tatsächlich etwas von ihrem Großvater geerbt, nämlich Geld. Einen Teil jenes Vermögens, das ihre Familie nie aufgebaut hätte, hätte der Großvater nicht günstig das Modehaus übernehmen können. Damit wird Johanna durch ihren Vater konfrontiert: „Und was ist mit dir? Wirst du dir ein halbes Auto kaufen, weil die andere Hälfte deiner Meinung nach Unrecht ist?“ (Pressler 2003, S. 239). Am – stark moralisch gezeichneten – Ende des Romans beschließt Johanna, ihren Bruder und ihren Vater dazu zu überreden, den Heimanns noch einmal einen angemessenen Betrag für das Modehaus zu bezahlen, auch wenn sie begreift, dass auch dadurch das Unrecht, das ihr Großvater diesen Menschen angetan hat, nicht aufzuheben ist.

Resümee

Wie bereits beschrieben, gibt es in dieser Geschichte keinen Großvater, der die Rolle als Erzähler einnehmen könnte. Trotzdem scheint gerade sein Schweigen, das an dieser Stelle als mögliche Form der Kommunikation zu sehen ist, von großer Bedeutung, sowohl für die Entwicklung der Geschichte als auch für die Handlung der Protagonistin und ihrer Familie.

Dabei zeigt es deutliche Auswirkungen auf die Art, wie seine Nachfahren mit dem Nationalsozialismus in der eigenen Familiengeschichte umgehen. Aus dem Schweigen ist ein Tabu geworden mit dem Ziel, das große Familiengeheimnis zu wahren. Die Tradierungsmuster scheinen festgefahren und für die Protagonistin unüberwindbar: Immer wieder reagiert vor allem der Vater, der die Rolle des Erzählenden für den Großvater übernehmen könnte, mit starker Ablehnung. Das tabuisierte Familiengeheimnis ist nur so lange zu wahren, solange die Akteure in ihrer Gemeinschaft des Schweigens verbleiben. Das Tabu fordert also zur Verlängerung der Geschichte der Ausgrenzung und der Ignoranz gegenüber dem ‚Anderen‘

heraus und nur die Konfrontation mit der anderen Seite dieser Geschichte vermag diese Barriere aufzubrechen.

Johanna hingegen kann die Vergangenheit nicht weiter ignorieren. Um sich aus der schweren Krise zu retten, in die sie die Anschuldigungen von Meta Levin gegen ihren Großvater gestürzt haben, muss sie der Frage nach der geerbten Schuld nachgehen und dieses wenig glanzvolle Kapitel in ihrer Familiengeschichte aufarbeiten. Bei der Suche nach der Wahrheit hinter den Familienmythen helfen ihr am Ende zwei Figuren, die eher am Rande ihrer eigenen Erinnerungs-Gemeinschaft stehen: ihre Lehrerin und ihr Großonkel, die ohne die Hürden der Tabuisierung und der innerfamiliär festgelegten Tradierungstypen über die Vergangenheit des Großvaters sprechen können.

8. Der Mantel

Brigitte Jünger erzählt in ihrem Jugendbuch die Geschichte der jungen Fanette aus Paris, die ihren Nachbarn Aron Schatz als Wahlgroßvater angenommen hat. Dessen lückenhafte Erzählungen haben sie neugierig gemacht. Als sie die Möglichkeit bekommt, für einen SchülerInnenaustausch nach Deutschland zu fahren, beschließt sie, sich dort auf die Suche nach der Vergangenheit ihres jüdischen Freundes Aron und seiner Familie zu begeben. Währenddessen überlässt sie ihn der Pflege durch ihren besten Freund.

8.1. Historischer Hintergrund

Das hier betrachtete Buch „Der Mantel“ von Brigitte Jünger verbindet die reale, historisch gut erforschte Geschichte der Familie Stock aus Fliesteden (ein Dorf nördlich von Köln im Rhein-Erft-Kreis) mit einer fiktiven Rahmenhandlung. Fanette, ihr Freund Moumouche, aber auch Aron Schatz selbst sind fiktive Figuren, nicht aber die Familie, seine Verwandten auf dem Land, von der bzw. denen er Fanette erzählt. Diese Figuren stützen sich durchaus auf reale Personen, deren dokumentierte Geschichte im Folgenden kurz beschrieben wird, um im weiteren Verlauf der Analyse miteinbeziehen zu können, welche Rolle diese historisch belegten Figuren im Jugendroman spielen.

8.1.1. Die Familie Stock aus Fliesteden

Die Geschichte dieser Familie hat der Historiker Josef Wißkirchen aufgearbeitet und in mehreren Vorträgen der Öffentlichkeit nähergebracht und schließlich auch publiziert. Die Stocks waren 1933 die einzige jüdische Familie in Fliesteden, wo sie vollkommen assimiliert in der Dorfgemeinschaft lebten. Keines der Familienmitglieder hat den Holocaust überlebt (Wißkirchen, S. 133). Eine Zeitzeugin, die Wißkirchen über die Familie Stock befragen konnte, ist Agnes Ackermann, die im Buch als Änni Mannebach eine Rolle spielt. Max, Jenny, Wolfgang und Susi Stock haben ihre Namen behalten.

Max Stock hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft, wofür ihm das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen worden war. Nach dem Ersten Weltkrieg war er im örtlichen Kriegerverein. Seine Kinder, Susi und Wolfgang, waren gut in die lokale Gemeinschaft integriert. 1933 aber wurde das Leben für sie deutlich schwerer. Schrittweise wurden sie aus der Gesellschaft und allen öffentlichen Aktivitäten im Ort ausgeschlossen (ebd. S. 135-137). 1942 wurden sie, so schildert Wißkirchen die Deportation von Jenny Stock und ihrer Familie, mit einem Viehwagen abgeholt und nach Osten verschleppt. Sie starben bei Massenerschießungen in der Nähe des Lagers Maly Trostinez (ebd. S. 147).

8.1.2. ‚Kanada‘ in Auschwitz

Wenn Menschen als Häftlinge nach Auschwitz kamen, wurde ihnen alles, was sie an Besitz mitgebracht hatten, abgenommen und ins Effektenlager gebracht, wo die Gegenstände sortiert wurden (vgl. Langbein 1995, S. 205). Benannt war dieses Effektenlager nach dem Land Kanada, dem allgemeinen „Symbol für Reichtum“ (Benz/Bistrovic et. al 2007, S. 129). Rudolf Vrba, der Auschwitz selbst in ‚Kanada‘ überlebte, beschrieb es als „kommerzielle(s) Herzstück von Auschwitz, Lagerhaus der Leichenfledderer, wo Hunderte von Häftlingen emsig damit beschäftigt waren, die Kleidungsstücke, die Lebensmittel und die Wertsachen jener, deren Leichen noch verbrannten und deren Asche man bald als Kunstdünger verwenden würde, zu sortieren und zu ordnen“ (1964, S. 146).

Dort arbeiteten in der Regel besonders privilegierte Häftlinge, sogenannte Funktionshäftlinge (vgl. Vrba 1964, S. 146). An den in ‚Kanada‘ gelagerten Gegenständen bereicherten sich sowohl das Personal (von Wachmännern bis zu SS-Offizieren) als auch die mit dessen Betreuung

beauftragten Häftlinge. Diese waren dadurch voneinander abhängig: Die Häftlinge bestachen ihre Aufseher, beispielsweise für bessere Haftbedingungen oder spezielle Güter, die SS-Männer wiederum brauchten die Häftlinge, um an die Reichtümer in ‚Kanada‘ unbemerkt heranzukommen (vgl. Langbein 1995, S. 206).

Für Häftlinge bedeutete ein Zugang zu ‚Kanada‘ laut Rudolf Höß(1958, S. 164), Kommandant in Auschwitz, „ungeahnte Möglichkeiten“, da sie mit den Waren Handel treiben und in Folge dessen auch leichter fliehen konnten. Die Häftlinge tauschten auch mit den Wachposten Wertsachen, die sie an der Rampe fanden, gegen Nahrung (vgl. Langbein 1995, S. 207).

8.2. Figurenkonstellationen

Die Protagonisten der von Brigitte Jünger erzählten Geschichte sind Fanette und Aron. Auch wenn die beiden im eigentlichen Sinn nicht verwandt sind, so besteht doch eine enge Bindung zwischen den beiden Figuren, für die, wie wir in diesem Kapitel feststellen werden, das Erzählen selbst von großer Bedeutung ist. Neben diesen beiden spielen auch andere Charaktere eine Rolle, indem sie Fanette bzw. dem Leser über das Schicksal von Aron Schatz und seiner Familie berichten. Dies sind zum einen Änni Männebach, eine frühere Kindheitsfreundin von Aron, die - so wie er - in der Konstruktion der Erzählung als Vertreterin der ersten Generation auftritt und zur Zeit des Nationalsozialismus zwar selbst noch ein Kind ist, aber trotzdem über eigene Erinnerungen an diese Zeit verfügt. Zum anderen erscheint, direkt im ersten Kapitel, Agnes Stielow, die, achtzehn Jahre jünger als Aron, unserer Generationendefinition nach bereits der 2. Generation angehört. Zwar noch vor Kriegsende geboren, hat sie kaum eigene Erinnerungen an diese Zeit. Doch beschreibt Jünger am Beispiel von Agnes Stielows Familie eine andere Art der Weitergabe von Erinnerungen, nämlich in Form von Gegenständen, die vererbt werden. Ein solcher Gegenstand ist der Mantel, der von Agnes Stielows Großvater für Jenny Stock aufbewahrt wurde und dann über ihre Eltern an sie weitergereicht wurde, immer mit der schwindenden Hoffnung, ihn der Besitzerin irgendwann einmal wieder aushändigen zu können.

8.2.1. Fanette

Fanette, die jugendliche Hauptfigur, ist vierzehn Jahre alt und lebt mit ihrer Mutter in Paris. Sie wird in der Überschrift des zweiten Kapitels als „erwartungsvoll, was die Zukunft angeht“ (Jünger 2019, S. 10) beschrieben. Diese unmittelbare Zukunft hält für Fanette einen Schüleraustausch bereit, für den sie gerne in die Heimat ihres Nachbarn Aron Schatz reisen und dessen Vergangenheit sie nachspüren möchte. Neben ihrem Nachbarn hat Fanette einen weiteren guten Freund, Mohammed, genannt Moumouche. Fanettes Vater taucht in der Geschichte gar nicht auf, das Verhältnis zur Mutter scheint angespannt. Bei ihrer Suche erweist sich Fanette als äußerst hartnäckig, obwohl sie das, was sie bei ihrer Recherche aufdecken möchte, auch fürchtet.

8.2.2. Aron Schatz

Aron Schatz ist der fünfundneunzigjährige Nachbar von Fanette. Er stammt aus Köln und ist, wie die Leser später herausfinden, ein Auschwitz-Überlebender, der nach dem Krieg nach Paris gekommen ist. Darüber hinaus bleibt Aron Schatz' Biografie lückenhaft. Details der Lebensgeschichte dieser Figur, die sowohl die LeserInnen als auch Fanette und Moumouche über ihn erfahren, betreffen in der Regel nur seine Kindheit in Köln bzw. vor allem die Geschichte seiner Familie in Fliesteden. Aron Schatz hat selbst keine Kinder und Enkelkinder. Er lebt allein in seiner Wohnung, direkt neben Fanette. Außer Fanette, die regelmäßig nach ihm sieht, scheint er keinen regelmäßigen Kontakt zu Bekannten zu haben, zumal er auch seine Wohnung nicht mehr verlässt. Das Sprechen über die eigene Vergangenheit, provoziert durch die Neugier der jungen Fanette, beschwört bei Aron Schatz längst verdrängte Erinnerungen herauf. So erinnert er sich, dass er, wie auch Agnes Stielow, noch einen Erinnerungsgegenstand aufbewahrt hat, und zwar das Gegenstück zu dem von ihr verwahrten Mantel: Es ist der Abholschein, den Agnes Stielows Großvater einst Aron Schatz' Tante Jenny Stock mitgab, um den Mantel ‚später‘ wieder auszulösen. Diesen Zettel gibt er nun Fanette mit und löst damit die Handlungskette des Romans aus.

8.2.3. ‚Großvater‘-, ‚Enkelin‘-Beziehung

Aron Schatz und Fanette sind, wie von Anfang an deutlich wird, miteinander nicht verwandt. Und doch wird er als „Nachbar, Vater und Großvater in einer Person“ (Jünger 2019, S. 11) beschrieben. Und auch für ihn ist Fanette „das erste Kind, dem er Geschichten erzählen konnte“ (Jünger 2019, S. 45). Dies bezeugt nicht nur das spezielle Verhältnis zwischen Aron Schatz und Fanette, das deutlich über alltägliche Nachbarschaftsbeziehungen hinausgeht, sondern auch die besondere Rolle des Erzählens für diese Beziehung. Auch von Außenstehenden wird Aron Schatz für Fanettes Großvater gehalten: „Sie sollten den Opa nicht so lang allein lassen!“ (Jünger 2019, S. 42), sagt ein Pfleger zu ihr, nachdem Aron Schatz in seiner Wohnung gestürzt ist. Außerdem scheint Fanette durchgehend große Angst zu haben, Aron Schatz könnte sterben, bevor er ihr seine eigene Lebensgeschichte erzählen konnte. Bereits im zweiten Kapitel des Buches zeigt sich diese Angst, als Aron Schatz Fanette nicht auf die gewohnten Klopfzeichen antwortet: „War das der Augenblick? Der eine, der unvorstellbare Augenblick?“ (Jünger 2019, S. 12)

Der vielleicht größte Unterschied der hier dargestellten Beziehung zu der von gewöhnlichen Großeltern zu ihren biologischen Enkelkindern ist das Fehlen einer gemeinsamen (hier jüdischen) Identität. So weiß Fanette über das Judentum als solches sehr wenig, was darauf schließen lässt, dass dies auch nicht Thema in den Erzählungen des Nachbarn ist.

8.3. Erzähler/Fokalisierung

Jünger erzählt ihre Geschichte auf mehreren Handlungsebenen. Die eigentliche Rahmenhandlung stellt Fanettes Freundschaft zu Aron dar, ihre Suche nach Arons Vergangenheit in Deutschland und dessen neu entstehende Freundschaft zu Fanettes Freund Moumouche. Die Binnenhandlung wiederum, Arons Jugend in Köln, seine Besuche bei der Familie Stock, deren tragisches Schicksal und sein Überleben, spielt viele Jahrzehnte früher. Dazwischen steht die Geschichte von Agnes Stielow, die nach ihrem Großvater den Mantel von Jenny Stock bis zum Ende aufbewahrt hat.

Erzählt werden diese Handlungen von mehreren Erzählern, so wie auch mehrere Geschichten erzählt werden. Das erste Kapitel wird durch die Ich-Erzählerfigur der Agnes Stielow erzählt. Sie berichtet aus ihrer Perspektive die Geschichte des Mantels, von seiner Herstellung bis zu

ihrem eigenen Zusammentreffen mit der aus Paris angereisten Fanette. Diese Ich-Erzählerin ist gleichzeitig auch eine handelnde Figur der Geschichte (also eine intradiegetische Erzählerin mit interner Fokalisierung), die allerdings später, also nach dem ersten Kapitel, nicht mehr als Ich-Erzählerin auftritt.

Der Hauptteil der Geschichte wird hingegen von einem heterodiegetischen Erzähler mit nahezu gänzlich interner Fokalisierung geschildert, der zumeist den Gedanken und der Wahrnehmung einer Figur folgt. Meistens handelt es sich dabei um die in der Kapitelüberschrift jeweils genannte Person, wobei allerdings in einigen Fällen der Fokus sich ändert und der Erzähler plötzlich dem Wissen/den Gedanken einer anderen Person folgt. So wird beispielsweise in Kapitel 4 „Aron unter der Dusche“ zuerst Arons Sicht begleitet: „Aron stützte die Arme auf die Knie und spürte den weichen Schwamm über seine Rückseite gleiten“ (Jünger 2019, S. 152). Doch dann schläft Aron ein und die interne Fokalisierung richtet sich nun nach Moumouche: „Er telefonierte mit einem Freund aus der Schule [...] und fragte sich, wie es weitergehen sollte in der Rue de Bercy Nummer 2.“ (Jünger 2019, S. 153) Trotz dieser häufig wechselnden Innensicht möchte man hier nicht von einem auktorialen (Null-Fokalisierung) Erzähler sprechen. Denn auch wenn der Erzähler in mehrere Personen hineinschauen zu können scheint, so ist er noch immer nicht ‚allwissend‘. Die von ihm beschriebenen Personen können lügen, die Wahrheit verdrehen oder unwissend sein, ohne dass er eingreift. Die Geschichten über die Familie Stock und Arons eigenes Schicksal werden hier nur durch die Gedanken Arons und Änni Mannebachs erzählt, wenn der Erzähler diesen gerade folgt.

Neben diesem heterodiegetischen Erzähler gibt es noch mehrere Ich-Erzähler, deren Stimmen - über die gesamte Geschichte verteilt - immer wieder für einzelne Kapitel zu Wort kommen. Sie entsprechen drei Verwandten Arons, seiner Tante Jenny und deren Kindern Susi und Wolfgang. Welche Rolle diese in der Geschichte einnehmen und wer genau sie eigentlich sind (die Stimmen der Toten?), wird in einem späteren Kapitel geklärt werden. Die Perspektive, die an dieser Stelle für die Stimmen der Kinder gewählt wurde, erinnert an die von Erwachsenen, die über ihre eigene Kindheit nachdenken: „Wir wussten nichts von all dem“ (Jünger 2019, S. 54). Trotzdem verraten auch sie nichts, was über den Erfahrungshorizont ihrer Figuren hinausgeht, es kommt also zu keiner nachträglichen Reflektion dieser Ich-Erzähler-Figuren. Da niemand von ihnen den Krieg überlebt hat, können sie nur von ihrer Zeit vor der Deportation

erzählen (für Susi und Wolfgang ihre Kindheit) und tragen somit zum Erzählen der Binnengeschichte über das Schicksal ihrer Familie bei.

Erst am Ende des Romans übernimmt Aron Schatz selbst die Rolle des Erzählers, und zwar über die in der Vergangenheit liegende Binnenhandlung. Allerdings erzählt er die Geschichte nicht seiner Wahlenkelin Fanette, sondern deren besten Freund Moumouche. Das Erzählen für Fanette wird zwar immer wieder angedeutet und thematisiert, kommt aber, im Sinne einer wörtlichen Rede, im Text nicht vor. Gegenüber den Lesern/Leserinnen übernimmt Aron aber noch eine andere Erzählerrolle: In seinen Gedanken reisen wir mit ihm in die Vergangenheit, wobei Aron Schatz nur in Ausnahmefällen zum Ich-Erzähler wird. Und wie wir sehen werden, ist das Erzählen mit dem Erinnern in dieser Geschichte sehr eng verknüpft. Es wird im Vorgang des Erzählens erst hergestellt. Und Aron ist dabei durchaus kein absolut vertrauenswürdiger Erzähler, wie wir am Beispiel ‚Kanada‘ sehen werden.

8.4. Aron Schatz als Erzähler

Fanette schätzt ihren Nachbarn unter anderem für seine Geschichten. So wird Aron Schatz als fantasievoller älterer Herr beschrieben, der mit Pflanzen, Gegenständen und Hunden ‚spricht‘ und ihre Geschichten Fanette weitererzählt. Er wird also als jemand eingeführt, dessen Gabe ‚zu erzählen‘ gleichermaßen mit seiner Imagination, seiner Fantasie wie mit den Erinnerungen, die im Erzählen wach werden, verbunden zu sein scheint. „Jede Nacht bekommt der Baum Besuch von jemandem, der etwas auf dem Herzen hat und mit niemandem darüber sprechen kann“, hatte Monsieur Schatz ihr erzählt.“ (Jünger 2019, S. 11) Und vielleicht meint die Autorin damit auch Aron Schatz selbst, der, wie wir im Folgenden feststellen werden, auch ein großes Geheimnis mit sich herumträgt, über das er, wie es scheint, mit niemandem sprechen kann.

8.4.1. Der Holocaust im Leben und Erzählen von Aron Schatz

Die Figur des Aron Schatz stammt also aus Köln, wo er zu Beginn des Nationalsozialismus mit seiner aus Polen stammenden Mutter lebt. In der Nähe der Stadt, in dem kleinen Ort Fliesteden, lebt der Rest seiner unmittelbaren, ebenfalls jüdischen, Verwandtschaft. Seine Mutter wurde früh „zurück nach Polen geschickt“ (Jünger 2019, S. 94), wohl eine (für viele

LeserInnen unwesentliche bzw. nicht transparente) Anspielung auf die Abschiebung polnischer, in Deutschland lebender Juden im Oktober 1938. Wann genau Aron Schatz selbst deportiert wurde, bleibt im Roman offen, doch erfährt er erst nach Kriegsende, was mit seiner Familie passiert ist, was darauf schließen lässt, dass die fiktive Figur Arons bereits vor seinen, auf realen Vorbildern beruhenden, Verwandten verschleppt wird. Erst sehr spät erfährt der/die LeserIn im Buch, dass mit dem von Aron immer wieder erwähnten ‚Kanada‘ nicht das nordamerikanische Land gemeint ist, sondern die in Kapitel 8.1.2. beschriebene Abteilung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau.

Doch ganz entgegen seiner Erzählfreude scheinen diese Erfahrungen in die Geschichten des sonst so mitteilbaren Aron Schatz nicht wirklich mit einzufließen. Im Buch wird angedeutet, dass er und Fanette bereits zuvor über sein Leben gesprochen haben, allerdings nur über seine Jugend und seine Familie in Deutschland und eben über ‚Kanada‘, wobei Fanette und zunächst wohl auch die LeserInnen davon ausgehen, dass damit der Staat Kanada gemeint ist.

„Und dann? Wo warst du dann?‘ ‚In Kanada.‘ Monsieur Schatz hatte schon früher einmal erwähnt, dass er während des Krieges eine Zeit lang in Kanada gewesen war, allerdings ohne Details zu erzählen. ‚Kanada muss ein wunderschönes Land sein‘, erwiderte Fanette.“ (Jünger 2019, S. 25).

Wie viel Monsieur Schatz von seiner Zeit vor der Deportation erzählt hat, geht aus der Schilderung ihrer Beziehung zunächst nicht allzu deutlich hervor: Einerseits scheinen die Personen, von denen er erzählt, Fanette bereits namentlich bekannt, andererseits scheinen sich schon bei diesem Thema die ersten Hürden des Erzählens zu zeigen. „So viel hatte er ihr mittlerweile von früher erzählt – fürchtete er sich etwa davor, dass sie den Ort seiner Kindheit erkundete?“ (Jünger 2019, S. 56). An dieser Stelle macht es noch den Eindruck, Aron Schatz fürchte sich nur davor, dass Fanette den Ort seiner Kindheit selbst besucht, nicht aber vor dem Erzählen, doch auf der nächsten Seite wird dies etwas anders dargestellt:

„Lebten damals viele Juden in diesem Dorf?‘, wollte Fanette wissen. Monsieur Schatz schluckte. Wie kam Fanette plötzlich darauf? Sie hatten nie darüber gesprochen. Er blickte auf seine Hände, sah auf und schaute Fanette fragend an. Aber sie hatte ihm eine Frage gestellt. ‚Nur eine Familie.‘ Aron Schatz hatte noch nie mit einem Menschen darüber gesprochen.“ (Jünger 2019, S. 57)

Aron Schatz‘ ‚Geheimnis‘ ist schon einige Seiten zuvor ein Thema im Gespräch zwischen Fanette und ihrem Freund Moumouche. Schon hier ahnt die Protagonistin nämlich, dass Aron Schatz Jude ist, was nicht dieser selbst, sondern Moumouche bestätigt, dem sie eine Beobachtung geschildert hat:

„Wenn einer ein Tuch um die Schultern legt, ein kleines schwarzes Kästchen auf der Stirn hat und ein Lederband um den Unterarm gewickelt und dann auch noch mit dem Oberkörper vor und zurück wippt...‘ ,Dann ist er mit Sicherheit ein Jude!‘, beendete Moumouche ihre Frage.“ (Jünger 2019, S. 41-42) Aron Schatz verunsichert also nicht, dass Fanette über das Dorf, in dem seine Familie lebte, sprechen möchte, sondern über das Jüdisch-Sein dieser Familie. Es scheint so, als habe Aron Schatz zwar bereits von Fliesteden und der Familie Stock erzählt, dabei aber nicht nur die Verfolgung, sondern auch alles, was nur im Entferntesten mit ihr in Verbindung gebracht werden könnte, ausgelassen. Hier scheint er eine Grenze zu ziehen, die auch Fanette auffällt.

8.4.2. Erzählmuster: Grenzen, Lücken in der Erzählung, Schweigen und Tabuisierung

In diesem Kapitel betrachten wir verschiedene der von uns gesammelten Erzählmuster um den im Buch immer wieder auftretenden Begriff der ‚Grenze des Erzählbaren‘. Diese Grenze bemerkt Fanette von Anfang an, so auch als sie mit Aron Schatz über ‚Kanada‘ zu sprechen versucht. Unwissentlich stößt sie damit an das, was damit eigentlich gemeint ist: „Fanette merkte, dass sie eine Grenze berührte, die nicht leicht zu überwinden war. Was hatte Aron Schatz in Kanada nur erlebt? Schon wieder ein Geheimnis.“ (Jünger 2019, S. 25) Diese Grenze wird durch das (Erzähl-)Verhalten von Aron Schatz aufgebaut und verstärkt, ist also eng verknüpft mit den Erzählmustern der Tabuisierung, des Schweigens und der Lücken in der Erzählung. So kann das Schweigen über die eigene jüdische Familiengeschichte und die Verfolgung durch die Nazis als das Überspielen einer Lücke gesehen werden, die eine Grenze des Erzählbaren, aber auch des Erfragbaren anzeigt, einen Raum des Tabus schafft, den aufzubrechen offenbar eine besondere Beziehung voraussetzt, die Fanette mit Aron eingeht. Bis dahin bleibt der Raum des Tabus von Aron Schatz mit etwas gefüllt, das wie ein Taschenspielertrick der Verharmlosung funktioniert: Er sagt, er sei in ‚Kanada‘ gewesen, womit er streng genommen nicht lügt, aber bewusst in Kauf nimmt (wohl sogar beabsichtigt), falsch verstanden zu werden. Er setzt damit zugleich die bittere Ironie des Häftlingsjargons im Lager fort, in dem das Effektenlager von Birkenau aufgrund der dort gelagerten Habseligkeiten der Deportierten (und der darunter vermuteten ‚Reichtümer‘) mit den Reichtümern des Einwanderungslandes Kanada assoziiert wurde.

‚Kanada‘ und die damit verborgene und zugleich bezeichnete Lücke in der Erzählung betrifft nicht nur die eigene Verfolgungserfahrung, sondern auch das gesamte Schicksal seiner Familie:

„Wie ist es mit ihnen weitergegangen?‘, fragte Fanette. Diese Frage war ein Schlag gegen die Brust. ‚Ich weiß es nicht.‘ ‚Du weißt es nicht, Monsieur Schatz?‘ Aron Schatz wand sich. ‚Der Krieg, weißt du?‘“ (Jünger 2019, S. 65)

An dieser Stelle - ähnlich, wie wenn er über Kanada spricht - flunkert Aron Schatz. Genauso, wie wenn er sagt, dass er die Gegend nie wieder besucht habe, als Fanette ihn fragt, wie es dort heute wohl aussieht: „Monsieur Schatz schwieg. ‚Keine Ahnung‘, sagte er dann, ‚Ich war nie wieder dort.‘ ‚Warum nicht?‘ ‚Na ja, es hat sich nicht ergeben.““ (Jünger 2019, S. 26)

Dass dies nicht der innerliterarischen Wahrheit entspricht, erfährt der Leser erst sehr viel später, aus der Erinnerung Aron Schatz‘ an seine Rückkehr nach Köln, wo er auf Änni Mannebach (damals noch Änni Schreier) traf: „Und was ist mit den Stocks? Änni, wo sind Susi und Wolfgang und Tante Jenny und Onkel Max?‘ [...] ‚Abgeholt.““ (Jünger 2019, S. 112) Aron Schatz weiß also, wenn auch nicht in allen Details, über das Schicksal seiner Familie Bescheid, möchte oder kann aber nicht mit Fanette darüber sprechen. Die Geschichte bietet eine mögliche Erklärung für Aron Schatz‘ Verschwiegenheit an: ein eigenes Schuldempfinden. Dieses beruht wohl einerseits auf der, häufig als Schuld empfundenen, Tatsache, überlebt zu haben. Dies beschreibt Aron Schatz im Gespräch mit Moumouche:

„Und dann bist du frei und musst feststellen, dass du niemals frei sein wirst. Dein altes Leben bekommst du nicht zurück und in deinem neuen Leben ist die Vergangenheit allgegenwärtig. Tausend Stimmen fragen jeden Tag in deinem Kopf: Warum du und nicht wir?“ (Jünger 2019, S. 155)

Dass Jünger diesen Moment der Offenheit ausgerechnet dem Gespräch zwischen Aron und Moumouche verleiht, ist wohl eine bewusste Entscheidung vor dem Hintergrund der gerade in den letzten Jahren vielfach diskutierten Spannungen zwischen jüdischen und arabischen bzw. muslimischen Minderheiten in Europa, und besonders in Frankreich. Ihre Schilderung der Annäherung von Moumouche und Aron soll offenkundig die stereotype öffentliche Wahrnehmung dieser Konflikte unterlaufen und auf die Gemeinsamkeit von Diskriminierungserfahrungen (wie unterschiedlich sie auch sein mögen) auf beiden Seiten hinweisen. Es fällt zugleich auf, dass diese Nähe ausgerechnet über die Artikulation eigener Schuldempfindungen hergestellt wird, also über den Hinweis darauf, dass auch die Opfer Teil

des Systems werden können, das sie unterdrückt. Und zwar indem sie gezwungen werden, ihre eigenen Interessen selbst gegenüber anderen Opfern durchzusetzen.

Die Andeutungen von Aron Schatz weisen darauf hin, dass er möglicherweise kein ‚einfacher‘ Häftling in Auschwitz war, sondern als ‚Funktionshäftling‘ in die Wirksamkeit des Lagersystems eingespannt war. In der Abteilung, die ‚Kanada‘ genannt wurde, beteiligten sich die Gefangenen zu einem gewissen Grad an der Arbeit ihrer Unterdrücker, um wenigstens eine geringe Chance zu wahren, das eigene Leben zu retten. Aron Schatz beschreibt dies, wenn auch mit einem eher unverfänglichen Beispiel: „Aber weißt du, das Überleben kann eine erbärmliche Angelegenheit sein. Du nimmst einem Toten ein Stück Brot aus den Fingern, bevor es ein anderer nimmt.“ (Jünger 2019, S. 154)

Bei ihrer eigenen Recherche zu Aron Schatz‘ Familiengeschichte wird klar, dass diese Grenze nicht ausschließlich Aron Schatz vor seinen Erinnerungen schützen soll, sondern auch Fanette:

„Fanette schluckte. Wollte sie wirklich wissen, wie die übrige Familie zu Tode gekommen war? Da war wieder diese Grenze. Das Bedürfnis, sich das Grauen lieber vom Hals zu halten und es sich nicht in allen Einzelheiten vor Augen zu führen.“ (Jünger 2019, S. 192)

8.5. Die Lücken füllen

Diese Lücken, die das Schweigen des Aron Schatz in der Geschichte eröffnen, werden sowohl für die LeserInnen als auch für Fanette nach und nach geschlossen, wenn auch nicht immer simultan: So erfahren die LeserInnen die gesamte Geschichte der Familie Stock hauptsächlich durch die Stimmen der Toten, durch Aron Schatz‘ Erinnerungen und nur zu einem kleinen Teil durch die Überlegungen von Änni Mannebach, während Fanette den Großteil ihrer Informationen von Änni Mannebach und Agnes Stielow erhält, obwohl nicht zur Gänze offengelegt wird, was es eigentlich genau ist, das Fanette von ihnen erfährt. Von Aron Schatz scheint Moumouche einiges zu erfahren, wobei auch hier das Erzählen oft nur impliziert ist.

Schlussendlich wird sowohl die Geschichte der Familie Stock erzählt als auch aufgedeckt, was es mit Aron Schatz‘ Aufenthalt in ‚Kanada‘ auf sich hat. In den folgenden Kapiteln werden wir zunächst im Detail betrachten, wann (an welcher Stelle der Geschichte), wer (LeserInnen/Figuren) und wie (durch wen) die LeserInnen und Fanette erfahren, dass Aron Schatz nicht in Kanada, sondern in Auschwitz war. Anschließend werden sowohl die beiden

Figuren der Änni Mannebach und der Agnes Stielow und ihre Rolle im Erzählen vom Holocaust als auch die Funktion der ‚Stimmen der Toten‘ dargelegt.

8.5.1 ‚Kanada‘

Dass Aron Schatz nicht in Kanada war, sondern in Auschwitz, erfahren die LeserInnen, soweit sie nicht bereits so sehr mit der Materie befasst sind, dass sie bei dem Begriff ‚Kanada‘ sofort die richtige Assoziation haben, erst im weiteren Verlauf der Geschichte. Inwieweit Fanette dieses Rätsel bei ihren Nachforschungen lösen kann, wird letztendlich gar nicht aufgeklärt.

Der erste Moment, in dem die LeserInnen einen Hinweis auf die wahre Bedeutung von ‚Kanada‘ erhalten, ist jener, als Aron sich an das einzige Mal erinnert, als er zurück nach Köln kam. Bevor er Änni Mannebach trifft, begegnet ihm ein Bekannter:

„Du willst in Kanada gewesen sein?“, fragte ihn der Hausbesitzer aus der Nummer 12. „Ich dachte, das sei ein reiches Land und man lebe dort in Ruhe und Frieden?“ Aron dachte an die Welt der Lager, aus der er kam. Wussten diese Deutschen wirklich nichts davon?“ (Jünger 2019, S. 110)

Von dieser ersten Relativierung von Arons Geschichte (um genau zu sein, nicht der Geschichte selbst, sondern der Interpretation derer, die sie erzählt bekommen) bekommt die Protagonistin selbstverständlich nichts mit, da es sich an dieser Stelle um eine Innenansicht von Aron Schatz handelt. Die LeserInnen erfahren aber an dieser Stelle zum ersten Mal, dass Aron Schatz in einem Konzentrationslager gewesen sein muss.

In Fanettes Wahrnehmung wird Aron Schatz‘ angeblicher Aufenthalt in Kanada erst kurz danach durch Änni Mannebach in Frage gestellt. Diese reagiert auf Fanettes Behauptung, Aron Schatz sei in Kanada gewesen, kritisch: „Kanada, unmöglich! 1941 habe ich ihn zum letzten Mal hier im Dorf gesehen, da konnte kein Jude mehr nach Kanada ausreisen, und auch sonst nirgendwo hin.“ (Jünger 2019, S. 118) Doch auch hier erfahren die LeserInnen mehr über die wahre Bedeutung von ‚Kanada‘ als Fanette, und zwar aus den Gedanken Änni Mannebachs, die sie allerdings nicht mit dem Mädchen teilt:

„Ihr fiel ein, dass sie mal ein Buch über das Konzentrationslager Auschwitz gelesen hatte. Dort hatte es eine Abteilung gegeben, in der die Wertgegenstände der Häftlinge sortiert, aufbewahrt und wiederverwertet worden waren. ‚Kanada‘ hatten sowohl die Insassen als auch das Lagerpersonal diese Abteilung genannt. So einen Reichtum, stellten sie sich vor, gab es sonst nur in diesem fernen Land. Sollte Aron in dieser Abteilung gewesen sein?“ (Jünger 2019, S. 118)

Die Wahrheit in dieser Sache bleibt somit weiterhin vor der Protagonistin verborgen. Bis zum Schluss bleibt offen, ob und wann und wie Fanette es herausfindet. Mit Änni Mannebach wird sie darüber, zumindest innerhalb der erzählten Geschichte, nicht mehr sprechen. Agnes Stielow wird ihr nur von der Familie Stock erzählen, die wie sie selbst ein reales Vorbild hat, über Aron Schatz scheint sie nichts zu wissen.

Eine Möglichkeit für Fanette, doch noch die ganze Geschichte zu erfahren, impliziert die Autorin allerdings über die Figur des Moumouche: Im Gespräch zwischen ihm und Aron scheint sich das Tabu um ‚Kanada‘ aufzulösen. Zwar wird auch hier nicht explizit über Auschwitz gesprochen, doch erzählt Aron Schatz, auf ‚Kanada‘ angesprochen, ohne Umwege vom Lager. „Nach Kanada?“ Aron warf einen Blick zur Seite, dann schaute er wieder vor sich auf den weißen Boden der Dusche und sagte mehr zu sich selbst. ‚Ja, nach Kanada. Nachdem man selbst Dreck gewesen war, weniger als Staub unter den Stiefeln der Herren. Eine Zahl auf einer Liste [...]‘“ (Jünger 2019, S. 152). Kurz darauf kommen sie auf die eintätowierte Nummer auf Aron Schatz Unterarm zu sprechen: „Sie wollten keinen von uns vergessen“, sagte er. ‚Kein einziger sollte verloren gehen.‘“ (Jünger 2019, S. 154). So bleibt es Moumouche vorbehalten, Aron Schatz‘ Beziehung zu „Kanada“ aufzudecken. Und Jünger lässt es offen, ob dies lediglich der Tatsache geschuldet ist, dass Aron Schatz hier mit einer ihm weniger nahestehenden Person sprechen kann, oder ob die gemeinsame Fremdheitserfahrung in der französischen Gesellschaft eine andere Art von Nähe schafft, die diese Offenheit ermöglicht.

8.5.2. Änni Mannebach & Agnes Stielow

In Deutschland geht Fanette Arons Geschichte und der seiner Familie in Fliesteden nach, wobei zwei Frauen entscheidend dazu beitragen, das Bild zu vervollständigen. Dabei handelt es sich um Agnes Stielow, die den Mantel aufbewahrt hat, und Änni Mannebach, geborene Schreier, die die Nachbarin der Stocks in Fliesteden war.

Agnes Stielow ist die Enkelin des Schneiders, der für Jenny Stock einen Mantel hergestellt und nach ihrer Deportation für sie aufbewahrt hat. Und wie ihre Großeltern und ihre Eltern vor ihr hat auch sie diesen Mantel aufbewahrt. Zunächst in der Hoffnung, Jenny Stock und ihre Familie würden zurückkehren und ihn abholen.

Fanette trifft, als sie eines der Kinder aus ihrer Gastfamilie aus der Schule abholt, zufällig Agnes Stielow in der Schule, wo diese eingeladen ist, der Klasse ihrer eigenen Enkelin im Rahmen eines Projekts zum Thema „Großeltern geschichten“ (Jünger 2019, S. 141) zu erzählen. Durch ein Foto von der Schneiderwerkstatt von Gottfried Johnen, Agnes Stielows Großvater, das Agnes Stielow den Schülern zeigen möchte, wird Fanette klar, dass eine Verbindung zu Aron Schatz bestehen muss, hat dieser ihr doch den Abholschein für den Mantel mit dem Namen des Schneidermeisters darauf gegeben, den er nach dem Krieg von Änni Mannebach erhalten hat. Agnes erzählt ihr nun, was es mit diesem Mantel auf sich hat und was sie über die Familie weiß. Sie informiert Fanette auch über die Nachforschungen eines Wissenschaftlers (dessen reales Vorbild Josef Wißkirchen ist) über das Schicksal der Familie Stock.

Fanette begegnet nun auch Änni Mannebach (geborene Schreier), die damals die Nachbarin der Familie Stock gewesen und als Kind mit Aron, Susi und Wolfgang befreundet war. Sie hat die Deportation der Familie Stock selbst miterlebt und kann Fanette auch davon erzählen, wie sich das Dorf nach der Machtübernahme der Nazis veränderte. Allerdings hat auch sie mit Schuldgefühlen zu kämpfen, zumindest vermutet das Fanette nach ihrem Gespräch.

„Diese Familie hatte sich nicht abgewendet von den Freunden, aber wie viel sie sich der neuen Zeit angepasst hatte, wer konnte das schon wissen? Mehr vielleicht, als Änni es zugab? Fühlte sie sich schuldig? So schuldig, dass sie sich dazu verurteilt hatte, den Rest ihres Lebens am Fenster zu verbringen und diese Vergangenheit anzuschauen?“ (Jünger 2019, S. 131)

Dies klingt auch in Ännis Gedanken an, als sie sich an ihre Zeit in der Jugendorganisation der Nationalsozialisten erinnert. „Ich spüre noch immer die bewundernden Blicke der anderen, die mir hinterhersahen. Heute sind sie mir peinlich. Ich bin mir peinlich. Nicht nur wegen meiner Eitelkeit.“ (Jünger 2019, S. 123) Auch Aron Schatz sieht Änni Mannebach als mitschuldig am Schicksal seiner Verwandten. In seinen Gedanken heißt es: „Änni ist tatsächlich noch da? Immer Glück gehabt? Nie ganz schuldig geworden und doch nie unschuldig geblieben. [...] Aber ich will Änni nicht verzeihen müssen.“ (Jünger 2019, S. 122) An dieser Stelle wird dargestellt, dass sich sogar bei denen, die selbst noch Jugendliche waren, die Frage nach einer gewissen Mitschuld, und sei es der Zustimmung, die die Taten anderer erst ermöglichte, nicht immer umgehen lässt. Dies wird auch noch einmal in einer der Passagen deutlich, mit denen sich das nächste Unterkapitel beschäftigen wird: die Stimmen der Toten. Hier wird, durch Susis Stimme, dargestellt, worin die Schuld der ‚Bystander‘ liegt:

„Aber wir Toten können trotzdem nicht aufhören zu fragen! Warum habt ihr es zugelassen, dass sich diese unsichtbare Mauer zwischen uns schob und uns voneinander trennte? Habt ihr nicht gemerkt, welche Macht ihr hattet? Sie war euch doch bestens vertraut. [...] Warum habt ihr diese Macht aus den Händen gegeben? Warum hat eure Angst die Macht besiegt, die euch keiner nehmen konnte? Die Macht, Nein zu sagen.“ (Jünger 2019, S. 132)

8.5.3. Die Stimmen der Toten

Details über das Leben und die Erfahrungen lernt der/die LeserIn vor allem aus jenen Kapiteln, die ich hier unter dem Begriff ‚Stimmen der Toten‘ zusammenfassen möchte. Sie bilden, gemeinsam mit Aron Schatz‘ Erinnerungen, die Binnenhandlung in dieser Geschichte. Das erste solche Kapitel, Kapitel 8, ist wie folgt betitelt: „Susinka, mehr als eine Erinnerung, wohnhaft: Ja, wo wohnen die Toten? Irgendwo zwischen Himmel und Erde.“ (Jünger 2019, S. 38) Was genau diese Stimmen darstellen, bleibt im Buch zunächst einmal offen. So wird Aron Schatz am Anfang dieses Kapitels scheinbar direkt angesprochen („Aron, ach, mein liebster Aron!“ (Jünger 2019, S. 38)), was zunächst vermuten lässt, die Stimmen der Toten wären Teil seiner Gedanken.

Doch schon am Ende wird dieser Eindruck abgeschwächt, da Susi bereits an dieser Stelle eindeutig in der dritten Person von Aron spricht. Der erste Satz ist also keine Anrede. Doch zeigt diese Stelle auch den direkten Zusammenhang der Stimmen und der Erinnerung an sie, als Susis Stimme die Angst äußert, vergessen zu werden. „Wer soll sich erinnern, wenn auch Aron tot ist? Wenn sie ihn unter die Erde bringen, dann sind wir endgültig verlöscht. Nichts existiert dann mehr von uns.“ (Jünger 2019, S. 38) Hier klingt es beinahe, als wäre Aron schon tot, was aber am Ende der Geschichte erklärt wird.

Danach kommen in diesen Abschnitten immer wieder Susi, Wolfgang und Jenny Stock zu Wort. Sie scheinen aus ihrer Perspektive die Erfahrungen der Ausgrenzung, der Gefahr und der anschließenden Deportation selbst zu erzählen. Ihre Geschichte endet in einem Lastwagen irgendwo in Weißrussland mit den Worten Wolfgangs über seine Schwester: „Aber wir beide waren zusammen, das war das Wichtigste.“ (Jünger 2019, S. 184)

Erst ganz am Ende der Geschichte, im Epilog, wird die wahre Herkunft dieser Stimmen aufgeklärt. Fanette beginnt an ihrem Bericht über ihre Erlebnisse in Deutschland zu arbeiten. Ihr Text beginnt mit dem ersten Absatz des von uns zuvor besprochenen Kapitels aus der Sicht von Susi. Dies bedeutet, dass diese Kapitel eigentlich nicht, wie beim Lesen angenommen, die

Sicht der Betroffenen wiedergibt, sondern die Vorstellungen, die Fantasien Fanettes nach ihren Recherchen. Dies erklärt auch, warum Aron Schatz, der Wahlgroßvater, in diesen Geschichten, die in erster Linie die Familie Stock betreffen, eine unerwartet zentrale Rolle spielt.

8.6. Der Einfluss des Erzählens auf die Erinnerung

Das Erzählen über den Holocaust, vor allem zwischen ‚Großvater‘ und ‚Enkelin‘, scheint hier, oberflächlich betrachtet, keine große Rolle zu spielen. Aron Schatz scheint das gesamte Thema seiner Herkunft und Lebensgeschichte zu meiden, auch wenn er sonst gerne Geschichten erzählt und Fanette gerade aus diesem Grund besonders schätzt.

Doch haben gerade diese Form der Kommunikation, die Lückenhaftigkeit seiner Erzählungen, das Ausweichen auf ‚Kanada‘, die offensichtliche Verbindung zur Vergangenheit, über die er trotzdem lange nicht sprechen kann/möchte, aber auch Fanettes Hartnäckigkeit, die Wahrheit herauszufinden, großen Einfluss auf beide Figuren, Fanette und Aron.

Bei Aron Schatz bringt es vor allem Erinnerungen zum Vorschein, die er selbst lang verdrängt hat. Diese sind immer dann besonders präsent, nachdem er mit Fanette gesprochen hat: „Seitdem Fanette vorhin bei ihm gewesen war, standen die Tore zur Vergangenheit plötzlich ganz weit offen. Kein schwarzer Vogel lauerte. Aron Schatz wurde von goldglänzenden Erinnerungen fortgetragen.“ (Jünger 2019, S. 30) Doch aus den schönen Erinnerungen an die Zeit bei seiner Familie werden schnell schreckliche Erinnerungen an die Ausgrenzung und Verfolgung. „Wie immer führte das Paradies geradewegs in die Hölle.“ (Jünger 2019, S. 55)

Bei Fanette führen das Wenige, das sie von Aron Schatz erfährt, aber vor allem das, was er in seinen Erzählungen umgeht, zu dem starken Drang, dieser Geschichte auf den Grund zu gehen. Deshalb entscheidet sie sich dafür, einen Schüleraustausch in Deutschland zu machen, um selbst nachzuforschen. Aron Schatz übergibt ihr dazu eine andere, physische Art der Erinnerung: den Zettel, den Abholschein für Jenny Stocks Mantel, der sie zu Agnes Stielow führt, die ihr schlussendlich am meisten hilft.

Resümee

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass, obwohl Fanette und Aron Schatz keine biologischen Verwandten sind, ihre Kommunikation über Arons Verfolgungsgeschichte durchaus ähnliche Muster zeigt, wie sie die Sozialforschung zur intergenerationalen Weitergabe der Erinnerung an den Holocaust beschrieben hat. So behindern sowohl das eigene Schuldempfinden, aber auch der Wunsch, Fanette vor der Wahrheit zu schützen, das Erzählen und stimulieren es zugleich. Denn gerade die ‚Grenzen des Erzählens‘ verstärken das Interesse der ‚Enkelin‘ an dieser Geschichte. Prinzipiell wird die gesamte im Roman beschriebene Rahmenhandlung durch die Neugier Fanettes auf die Vergangenheit ihres Wahlgroßvaters ausgelöst.

Offen bleibt hingegen in der Konstruktion von Jüngers Erzählung, ob es Fanette nicht gerade deshalb gelingt, das Schweigen Arons zu brechen, weil sie als Nachbarskind unbefangener Fragen stellen kann, als sie es könnte, wenn sie tatsächlich seine Enkelin wäre und zwischen ihnen eine reale „zweite Generation“ stünde.

Auch manche Lücken bleiben bis zum Schluss offen. Was genau sich in ‚Kanada‘ zugetragen hat, erfährt man aus der Geschichte selbst nicht, dies müssten die LeserInnen eigenständig recherchieren. Insgesamt erfährt man deutlich mehr über die Geschichte der Familie Stock als über Aron Schatz‘ eigene Erlebnisse in den Lagern. Dies ist vermutlich der Tatsache geschuldet, dass es über die Stocks, die reale Vorbilder haben, sehr viel historisch belegbares Material gibt. Mit diesem Fokus umgeht die Autorin freilich auch die Problematik, eine fiktive Geschichte zu schreiben, die trotzdem noch den Ansprüchen der Authentizität und Repräsentativität gerecht wird.

9. Opa und Oma hatten kein Fahrrad

In dem Buch „Oma und Opa hatten kein Fahrrad“ erzählen Gertrud Seehaus und Peter Finkelgruen gemeinsam aus ihren Kindheiten: eine im Ghetto in Shanghai, eine im nationalsozialistischen Deutschland. Damit werden in diesem Text sowohl die Täter- als auch die Opferseite thematisiert und gegenübergestellt. Diese zweifache, auf den ersten Blick eventuell widersprüchliche Perspektive, findet sich in vielen Familien, kann für das Erzählen aber eine besondere Herausforderung darstellen.

9.1. Historischer Hintergrund: Das Ghetto in Shanghai

Peter Finkelgruen und Gertrud Seehaus, die gemeinsamen Autoren dieser Geschichte, schreiben in ihrem Buch autobiografisch über ihr eigenes Leben. Trotzdem möchte ich an dieser Stelle davon absehen, als historischen Hintergrund hier ihre Biografien wiederzugeben. Zum einen, weil die Literatur darüber sehr limitiert ist und hauptsächlich Zeitungsinterviews umfasst, die sich inhaltlich weitestgehend mit der im Buch vermittelten Geschichte decken, zum anderen, weil der Zweck dieser Hintergrundinformationen ja nicht sein soll, den Realitätsgehalt der Texte zu überprüfen, sondern darauf hinweisen soll, welche Aspekte des historischen Ereigniszusammenhangs, des Holocaust, in die Erzählungen der beschriebenen Großeltern einfließen. Deshalb wird an dieser Stelle kurz das Ghetto in Shanghai beschrieben, das in dieser Geschichte eine bedeutende Rolle spielt.

Nachdem viele Juden aus Europa nach Shanghai geflüchtet waren, holte sie der Einfluss der Nationalsozialisten dort bald ein: Bereits 1941 wurden allen Juden, die noch deutsche Staatsbürger waren, die Pässe abgenommen, was sie zu Staatenlosen machte (Martin 2016, S. 588). 1943 wurde in Shanghai ein Ghetto eingerichtet (vgl. Eber 2008, S. 18). Dieses wurde von den Japanern, unter dem Einfluss des Verbündeten Deutschlands, eingeführt, die Shanghai zuvor besetzt hatten. (vgl. Opletal 2007, S. 10-11). Das Ghetto befand sich im Stadtteil Hongkou (vgl. Bartrop und Dickerman 2017, S. 587).

Das Ghetto, das von den Japanern freilich nie so genannt wurde, unterschied sich deutlich von europäischen Ghettos. Es war kein baulich begrenzter Bereich, es wurden keine Mauern errichtet, außerdem lebte die bestehende chinesische Bevölkerung auch weiterhin dort (Martin 2016, S. 592). Gleichzeitig wurde aber auch streng kontrolliert, wer das Ghetto betrat und verließ, und es wurden Ausgangssperren verhängt (vgl. Bartrop und Dickerman 2017, S. 587). Die jüdischen Bewohner konnten das Ghetto nur mit von der japanischen Verwaltung ausgestellten Passierscheinen verlassen (vgl. Lohfeld und Hochstadt, S. 19). Im Ghetto selbst war vor allem der Wohnraum ausgesprochen knapp (vgl. Martin 2016, S. 592). So schlimm die Zustände im Ghetto auch waren, es bestand dort wohl eine echte Chance zu überleben, da sich die Japaner an der Vernichtung selbst nicht beteiligen wollten (vgl. Opletal 2007, S. 11).

9.2. Figurenkonstellation

In diesem Buch wird die Übereinstimmung zwischen Erzählerfiguren und Autoren immer wieder betont, und auch die Enkelkinder werden als Teil des Publikums beschrieben. Dieses Kapitel wird nun untersuchen, was dieser Umstand für die Betrachtung und Beschreibung der Figuren bedeutet. Dabei werden die Großeltern und ihre Enkelkinder als literarische Figuren definiert und somit als nicht vollkommen identisch mit den Autoren behandelt.

9.2.1. Autoren und Figuren

Die beiden Großeltern, die hier ihre Geschichten erzählen, heißen, so wie die Autoren selbst, Peter und Gertrud. Und zumindest beim Großvater wird explizit der Nachname, Finkelgruen, erwähnt, der wiederum mit dem des Autors übereinstimmt. Auch ihre Enkelkinder, David und Anna, werden als die realen Enkelkinder vorgestellt, beispielsweise indem Fotos von ihnen beigelegt werden. Trotzdem müssen wir dieses Buch als literarisches Werk betrachten.

Die Großeltern und ihre Enkelin und ihr Enkel werden als literarische Figuren behandelt und damit getrennt von den Autoren gedacht, auch wenn diese Grenze in autobiografischen Texten in der Regel weniger eindeutig ist als bei rein fiktionalen Geschichten. Für diese Untersuchung heißt das, dass wir die im Buch vorkommenden Figuren gleich behandeln wie jede fiktive Figur, auch wenn diese ein reales Vorbild hat. Aussagen über das Verhalten, das Denken oder die Biografie der Figuren können nur auf Basis der im Buch enthaltenen Informationen getroffen werden.

Nicht uninteressant ist mitunter aber, wie im Text Authentizität erzeugt wird, wie genau der Eindruck vermittelt wird, dass hier zwei reale Personen ihre reale Geschichte erzählen. Auch das Verhältnis zwischen der Erzählerfigur (Großeltern) und den Figuren der Binnenhandlung (Großeltern als Kinder), die in dieser Geschichte zwar die gleichen Personen verkörpern, die Sprache und die Fokalisierung betreffend aber beinahe den Eindruck vermitteln, es handle sich um unterschiedliche Personen, spielt hierbei eine große Rolle.

9.2.2. Die Großeltern und ihre Enkel

Im Buch werden die Lebensgeschichten der beiden Großeltern parallel zueinander erzählt, Opfer- und Täterseite werden hierbei gegenübergestellt.

Peter wird als Sohn einer christlichen Mutter und eines jüdischen Vaters während deren Emigration in Shanghai geboren. Dort wächst er im Ghetto auf, wo sein Vater im Jahr 1943 unter nicht näher beschriebenen Umständen stirbt. Nach dem Krieg lebt er vorerst in Prag bei seiner Großmutter, die, so wird es im Buch beschrieben, während des Krieges den Großvater eine Zeit lang versteckt, bevor beide offenbar deportiert und nach Theresienstadt gebracht werden, wo Peters Großvater erschlagen wird, die Großmutter allerdings überlebt.

Gertrud wird 1939 in Deutschland geboren und lebt nach Kriegsbeginn mit ihrer Familie in Bonn. Ihr Vater stirbt ebenfalls 1943 als Soldat im Krieg. Ansonsten erfährt der/die LeserIn über die Großmutter nur, dass sie als Lehrerin gearbeitet hat.

Die beiden haben (mindestens) zwei Enkelkinder, denen sie diese Geschichte erzählen und die im Zuge der Rahmenhandlung kurz vorgestellt werden. So wird David mit seinem Fahrrad gezeigt, das als Anstoß für das Erzählen dient. Das Alter der Kinder wird nicht genannt, allerdings zeigen die zwei Fotos ein Kind und ein Kleinkind. Darüber hinaus erfahren die LeserInnen, dass Anna Christin ist und auch Davids Eltern beide Christen sind. Die jüdische Identität spielt in der Familie offenkundig keine entscheidende Rolle, jedenfalls nicht, was die religiöse Definition angeht.

9.3. Fokalisierung/Erzählstruktur

Die Fokalisierung ist in diesem Text so unklar und springt so häufig, dass die Erzählstruktur nicht ausschließlich mit Genettes Begriffen zu beschreiben ist. Um diese komplexe (oder chaotische) Struktur sichtbar zu machen, müssen wir den Text von Anfang an durchgehen.

Zu Beginn scheinen wir einem Ich-Erzähler (in diesem Fall einer Ich-Erzählerin) zu begegnen, also einer intradiegetischen Erzählerfigur mit interner Fokalisierung, wie man es in einem autobiografischen Text erwartet. Diese stellt sich auch direkt als Großmutter des Jungen David vor. „Als David zum Geburtstag sein Super-Tiger-Bikel geschenkt bekommen hatte, mußte er

natürlich ein bißchen angeben. Er zeigte es Jedem, der ins Haus kam. Auch mir, seiner Oma.“(Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 7)

Die Binnengeschichte, die Erzählung der Kindheit von Peter und Gertrud, beginnt nun aber mit einem scheinbaren Bruch: Zunächst liest sich diese Geschichte nämlich, als erzähle sie ein extradiegetischer Erzähler mit Nullfokalisierung. „Als Peters und Gertruds Eltern junge Leute waren, gab es in Deutschland viele Arbeitslose.“(Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 17) Man sieht, es gibt hier offensichtlich keinen Ich-Erzähler mehr. Nach der Ankündigung, Großvater Peter und Großmutter Gertrud würden jetzt ihre Geschichte erzählen, irritiert, dass von den beiden nun plötzlich in der dritten Person gesprochen wird.

Trotzdem versuchen die Autoren immer wieder zu verdeutlichen, dass hier die Großeltern von ihrer eigenen Kindheit erzählen, obwohl es zugleich so klingt, als gäbe es einen zusätzlichen, extradiegetischen Erzähler. „Ich, die kleine Getrud von damals“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 40) Hier findet sich nun wieder eine Art Ich-Erzähler, der eine klare Verbindung zu der Gertrud herstellt, von der nun schon über mehrere Kapitel nur in der dritten Person erzählt wurde. Bei der Aussage „Als Opa noch der kleine Peter in Shanghai war“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 43) hingegen bleibt die Verwendung der dritten Person erhalten, trotzdem wird auch damit sichergestellt, dass die Großelternfiguren in der Rahmenhandlung, die etwas erzählen möchten, und jene Kinder, von denen sie erzählen, dieselben Figuren darstellen.

An einer Stelle finden sich sowohl extra- wie intradiegetische Tendenzen auf einer einzigen Seite. So folgt auf den Satz „Gertrud hatte keine Angst“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 69) nur wenige Zeilen später „Opa und ich hoffen, Ihr wisst jetzt ein bißchen mehr über uns und über das Land, in dem wir alle leben.“ Man sieht also, es lässt sich auch kein klarer Bruch in der Fokalisierung zwischen Binnen- und Rahmenhandlung feststellen. Noch als vom Konzentrationslager erzählt wird, wird klargelegt: „Aber es ist doch unsere Geschichte, ob wir wollen oder nicht.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 59)

Ein weiterer Aspekt, der eventuell Einfluss darauf hat, wie erzählt wird, ist die Frage nach dem angesprochenen Publikum. Die Geschichte spielt immer wieder damit, einerseits für die eigenen Enkelkinder (der Autoren bzw. der Erzählerfiguren), andererseits auch für andere Kinder, die potentiellen LeserInnen, erzählt zu werden. Dadurch kommt es zu folgenden Formulierungen: „Wir nehmen dich, David – Ihr kennt ihn schon [...] und alle Kinder mit, die

sich uns anschließen wollen.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 10) Immer wieder werden Anna und David direkt angesprochen, dann wieder das gesamte Publikum: „Ihr kennt das von heute: ...“(Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 17)

Diese deutlichen Sprünge in der Fokalisierung vermitteln beinahe den Eindruck, an eine Form der Mündlichkeit angelehnt zu sein. Eventuell sind sie aber auch der Problematik der fiktiven (aber auch der realen) Erzählsituation geschuldet: Im Alltag begegnen wir immer wieder der Schwierigkeit, Geschichten für ein Publikum zu erzählen, dessen einzelne Mitglieder zu einem unterschiedlichen Grad in die Geschichte involviert sind. Wenn wir beispielsweise eine Geschichte einer Person, die sie selbst miterlebt hat, und einer außenstehenden Person gleichzeitig erzählen, benennen wir die Person innerhalb der Geschichte dann mit dem Namen oder sprechen sie mit ‚du‘ an? Noch schwieriger ist es wohl, eine Geschichte zu zweit (und dies gleichzeitig) zu erzählen. Im Prinzip kann man sich dabei nur abwechseln, wobei die dritte zur ersten Person wird und umgekehrt. Dieses Problem scheint sich hier im Buch zu zeigen, wobei die Autoren einen Weg gewählt haben, der dem realistischen, an Mündlichkeit angelehnten und deshalb teilweise etwas ungeordneten Umgang in etwa entspricht. Dabei erscheint die Großmutter als die dominante Erzählerin, da sie zumindest manchmal als Ich-Erzählerin auftritt, während der Großvater nur in Form eines ‚Wir‘ oder in der dritten Person angesprochen wird. Selbst als er explizit als Erzähler der folgenden Geschichte genannt wird, findet sich die Formulierung „Das hat den kleinen Peter nicht davon abgehalten, immer zu betteln: ‚Großmutter, erzähl mir eine Geschichte‘. Und Großmutter erfand eine Geschichte.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 50) Die eigentliche Geschichte, die die Großvaterfigur dann erzählt, ist die Nacherzählung einer Geschichte, die seine Großmutter ihm als Kind erzählt hat.

9.4. Großeltern als Erzähler und Erzählerin und die Bedeutung des Erzählens

„Und wer seine Geschichte erzählt, kann verstanden werden. Und selbst, wer gestorben ist, wird nicht vergessen werden, wenn seine Geschichten weiterleben.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 69)

Das Erzählen scheint für die Beziehung zwischen den Großeltern und ihren EnkelInnen wichtig. Dieser Eindruck wird einerseits dadurch vermittelt, dass beinahe das gesamte Werk eine Erzählung der Großeltern ist, andererseits aber auch durch die Bedeutung, die diesem

Erzählen zugeschrieben wird und die die Großeltern wie folgt beschreiben: „Denn um gemeinsam mit den Enkeln Reisen in die eigene Kindheit zu machen, dazu sind Omas und Opas schließlich auch da.“(Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 10)

Die Geschichte spielt auch immer wieder mit der Idee der ‚Geschichte in der Geschichte‘ und macht damit das Erzählen selbst zum Thema. Zwei dieser Geschichten möchte ich an dieser Stelle kurz besprechen. Die erste, „Der Mann mit den grünen Haaren“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 45), hat Gertrud mit ihren Schülern gemeinsam entwickelt. Im Anschluss an diese Geschichte, in der es um das Fremdsein und den Wunsch geht dazuzugehören, aber auch um die Gefahr von zu viel Anpassung, räumt die Großmutter ein, dass sie nicht weiß, warum sie diese Geschichte erzählt hat, und sie bittet die Kinder selbst daraufzukommen, vermutlich um die LeserInnen (und eventuell auch ihre Enkelkinder) stärker in die Geschichte und das Erzählen zu involvieren.

Die zweite dieser Geschichten in der Geschichte, die bei einer Unterteilung in Binnen- und Rahmenerzählung sogar Geschichten in der Geschichte in der Geschichte sind (Binnenerzählung in der Binnenerzählung), ist eine, die Peter Finkelgruen nach dem Krieg, als er nach Europa kam, von seiner eigenen Großmutter erzählt bekommen hat. Nun erzählt er sie seinen Enkelkindern, gewissermaßen zur Auflockerung zwischen all den düsteren Erinnerungen. „Opa und ich haben Euch mit unserer Geschichte ein bißchen traurig gemacht. Deshalb erzählt Opa jetzt eine Geschichte.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 50) Dabei wird auch erwähnt, dass seine Großmutter „keine große Märchenerzählerin“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 50) gewesen sei und dass „wirklich alle Geschichten [...] erzählt werden [sollten]“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 50).

9.4.1. Erinnerungsreise

Das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte wird von den Großeltern im Buch als gemeinsame „Erinnerungsreise“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 9) beschrieben, auf die sie ihre Enkelkinder und die LeserInnen mitnehmen.

Passend dazu beginnt die ganze Geschichte mit einem Fortbewegungsmittel, Davids Fahrrad, und mit der Feststellung, dass man damit nicht nach China fahren kann und dass die

Großeltern als Kinder keine Fahrräder hatten. „Mit der Frage nach Opas oder meinem Fahrrad hatte uns David etwas eingebrockt. Opa und ich waren nämlich, ehe wir es uns versahen, auf einer ganz langen Gedankenreise in unsere Kindheit.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 9). Ein scheinbar alltägliches Gespräch weckt in den Großeltern Erinnerungen und bringt sie dazu, wieder an ihre Vergangenheit zu denken. Dies beschreiben sie dann als Reise, denn „[a]uch Gedanken und Erinnerungen können einen irgendwo hinbringen. Zum Beispiel in die Vergangenheit.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 9)

Wie eine richtige Reise kann diese auch unterbrochen werden. „Stop! Halten wir unseren Gedankenteppich für kurze Zeit an und steigen herunter.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 49) Hierdurch kann die Binnenhandlung angehalten werden, was den Großeltern die Möglichkeit gibt, diese zu kommentieren. Hier nutzen sie diese Unterbrechung, um auf die Kinder, für die sie sie erzählen, einzugehen, sich gewissermaßen dafür zu entschuldigen, dass sie ihnen so eine traurige Geschichte erzählen, aber auch um zu erklären, warum sie es tun. „Aber schließlich können wir nur das erzählen, was sich ereignet hat.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 49) Es zeigt sich der immer wiederkehrende Konflikt, gleichzeitig die Wahrheit und eine Geschichte für Kinder zu erzählen.

9.4.2. Die Rolle des Holocaust in der Erzählung

Welche Rolle spielt der Holocaust in der Erzählung der Großeltern? Welches Bild vom Holocaust wird vermittelt? Diesen Fragen werden wir an dieser Stelle nachgehen, bevor dann, im nächsten Kapitel, genau betrachtet wird, wie über den Holocaust gesprochen wird und welche Muster sich dabei zeigen. Die Autoren beginnen im Grunde mit den ersten Formen der Diskriminierung. So wird von antisemitischen, menschenverachtenden Liedern erzählt, Einschränkungen im Alltag, aber auch davon, dass Peters Eltern, der Vater jüdisch, die Mutter nicht, in Deutschland nicht zusammenleben durften, weshalb sie schließlich nach China flohen.

Danach folgt man Peters Geschichte in Shanghai, wo seine Familie bald ins Ghetto ziehen muss. In diesem Zusammenhang wird auch erklärt, woher der Begriff ‚Ghetto‘ kommt und, wenn auch stark vereinfacht, warum es so etwas nun plötzlich auch in China gab. „Die Macht der Deutschen reichte inzwischen bis nach Shanghai. Sie hatten die verbündeten Japaner

überreden können, die Juden in Shanghai [...] in ein Ghetto zu sperren.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 33) Das Leben im Ghetto wird in Episoden dargestellt. So werden der Hunger, der dort herrschte, und auch die schwierigen Wohnverhältnisse beschrieben. Und es wird alles Mögliche benannt, worauf die Kinder dort verzichten mussten. Auch der Tod eines befreundeten chinesischen Jungen im Ghetto, dessen Leiche von Peter gefunden wird, wird thematisiert. „Niemand hat es Peter gesagt, aber jetzt weiß er: Yü ist tot.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 37) Mit Hilfe der direkten Gegenüberstellung wird deutlich gemacht, was Gertrud in der Zeit in der Schule lernt, als Peter lernt, wie ein totes Kind aussieht.

Die genauen Umstände des Todes von Peters Vater bleiben hingegen weitestgehend im Dunkeln. An zwei Stellen wird darauf eingegangen, aber nie in Details: „Peters Vater konnte keine Geschichten mehr erzählen. Er war tot, als Peter alt genug war, um Geschichten zu verstehen.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 41) An späterer Stelle wird noch einmal auf den Tod von Peters Vater eingegangen, hier wird er dem Tod von Gertruds Vater gegenübergestellt: „Einen Monat später, im Juni 1943, starb auch Peters Vater. Peters Vater war nicht gefallen. Er war ja kein Soldat. Er war ein Flüchtling oder, so sagt man dazu, ein Emigrant.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 47) Kurz danach werden in dem Kapitel Deportationen erwähnt. „Wenn Juden in diesen Jahren in ein Ghetto gesperrt waren, wußten sie, daß sie auch dort nicht bleiben würden. Von dort gingen Züge, von denen man nicht wußte, wie sie aussahen. Man hörte die unterschiedlichsten Dinge darüber – und alle machten Angst.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 48) Ob dies ein Hinweis auf Peters Vater ist oder ob es zufällig an dieser Stelle erwähnt wird, bleibt im Text offen.

Immer wieder wird Peters Geschichte der von Gertrud gegenübergestellt, doch bleiben die Darstellungen des nationalsozialistischen Systems vage und die Affirmation des Systems, die so viele Deutsche zeigten, bleibt nur angedeutet. An einer Stelle wird eingeräumt: „Das mit dem Arm gefällt Gertrud.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 38) Ansonsten liegt der Fokus eher auf dem Krieg und dem Leid, das er auslöst.

Da Peters Geschichte den Autoren offenbar als Ausnahme erscheint, weil seine Eltern das Land noch vor dem Krieg verlassen haben und somit anhand seiner persönlichen Biografie wenig über das Leben und die Verfolgung der Juden in Deutschland gesagt werden konnte, fügen die

Autoren noch zwei weitere Kapitel an: Eines darüber, welche Einschränkungen Peter in Deutschland erfahren hätte und eines über die Konzentrationslager. Von Letzterem aus schließt sich der Rahmen, die Binnenerzählung endet und die Großeltern betonen noch einmal, warum sie diese Geschichte erzählen.

9.5. Erzählmuster

Im Folgenden wird betrachtet, wie der Holocaust und die eigene Verfolgungserfahrung kommuniziert werden. Obwohl hier sicherlich ein hohes Maß an Bereitwilligkeit besteht, über den Holocaust zu sprechen – dies lässt ja die Tatsache vermuten, dass hier ein gesamtes Buch scheinbar einzig zu diesem Zweck geschrieben wurde –, finden sich einige der Erzählmuster wieder, die gerade die Schwierigkeiten, über das Geschehene zu sprechen, zum Ausdruck bringen. Hierbei entfällt jede Einteilung in ‚Täter-‘ und ‚Opferseite‘, da an den wenigsten Stellen zu erkennen ist, ob Großmutter oder Großvater sprechen. Somit werden wir diese Erzählung als das behandeln, was sie vorgibt zu sein: eine von beiden Großeltern gemeinsam (re-)konstruierte, sich ergänzende Geschichte. Oder genauer: der Versuch aus den objektiv einander gegenüberstehenden Narrationen und Erfahrungshintergründen eine Gemeinsamkeit zu konstruieren, die der biografischen Entscheidung der beiden Protagonisten selbst entspricht, eine Familie zu gründen, in der die beiden gewaltsam getrennten Geschichtsstränge wenigstens individuell wieder vereint werden. Es drängt sich hier die Frage auf, inwiefern die komplexe, ja innerlich widersprüchliche Fokalisierung des Buches nicht gerade diesem Umstand geschuldet ist.

9.5.1. Tabuisierung

Die Tabuisierung wird an dieser Stelle vor allem als Tabuisierung von außen beschrieben. Dies wird im Kapitel über die Konzentrationslager erwähnt: „Manche Erwachsene wollen nicht, daß man Kinder so traurige Geschichten erzählt, wie wir sie euch erzählen, Geschichten über Konzentrationslager.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 59) Doch wird betont, wie fest diese Geschichte mit der eigenen Geschichte verbunden ist, aber auch, dass das bedeutet, dass man sie nicht ignorieren kann, auch wenn man möchte.

Anschließend wird eine Begegnung geschildert:

„Letzte Woche waren wir auf einer Party mit vielen netten Leuten. Ein Bekannter von Opa fragte: Was schreibt ihr denn jetzt so? Und wir erzählten von diesem Buch und daß wir es für Euch, Anna und David, und für viele andere Kinder schreiben. Da wurde der Bekannte ärgerlich. Er sagte, wie kann man Kindern nur solche schrecklichen Geschichten erzählen?“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 61)

Doch scheint diese Kritik von außenstehenden Personen die beiden wenig zu beeindrucken. Im Gegenteil, sie liefern sofort das Gegenargument:

„Da sind wir aber böse geworden. Wir haben ihn gefragt, was wir Euch sagen sollen, wenn Ihr Opa auf einem Foto zwischen lauter Chinesen seht. Sollen wir sagen: Ooch, Peters Eltern sind nach China gegangen, weil sie den Reis lieber mit Stäbchen als mit Gabel oder Löffel essen wollen.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 61)

Die Großeltern argumentieren gewissermaßen mit der in Kapitel 2 erläuterten Tatsache, dass es für die Nachkommen der Verfolgten und Geflüchteten nahezu unmöglich ist, an dem Thema vorbeizukommen. Sobald man nach der eigenen Familiengeschichte fragt, wie hier nach dem Grund für die (Re-)Emigration, lassen sich deren belastende Dimensionen auch Kindern nur schwer vorenthalten.

9.5.2. Täter-Opfer-Umkehr

Nachdem in Kapitel 9.4.2. beschrieben wurde, dass aus der Perspektive der Täterseite (hier repräsentiert von Gertrud, die, zur NS-Zeit selbst noch ein Kind, natürlich nicht als Täterin bezeichnet werden kann, weswegen ich hier bei dem Begriff ‚Täterseite‘ bleiben möchte)zumeist kaum das Geschehen des Holocaust in Deutschland und die damit zusammenhängenden persönlichen oder familiären Erfahrungen geschildert werden, sondern hauptsächlich vom Krieg und damit von Leidens- bzw. gar Opfererfahrungen auf deutscher Seite berichtet wird, so liegt der Verdacht nahe, auch hier könnte im Erzählen eine Form der Täter-Opfer-Umkehr stattfinden, also der Fokus auf das eigene Leid gelegt werden. Doch muss man zunächst einmal die kindliche Wahrnehmung Gertruds, die am Ende des Krieges gerade zehn Jahre alt ist, in Betracht ziehen. Für diese Figur scheinen Erfahrungen des Bombenkrieges

und der Verlust des Vaters durch den Krieg nachvollziehbarerweise besonders prägend gewesen sein.

Der Fokus der Geschichte scheint jedoch auf der Erfahrung des Großvaters zu liegen. Dieser Eindruck wird auch dadurch verstärkt, dass sowohl am Anfang als auch am Ende der Geschichte die persönlichen Erinnerungen durch relativ faktische, wenn auch in kindgerechter Sprache gehaltene, Beschreibungen beigefügt werden. Auch wenn, die eigenen Erfahrungen betreffend, eher das eigene Leiden unter dem Krieg geschildert wird, als eine Auseinandersetzung mit der möglichen (Mit-)Schuld (eigener Verwandter) zu suchen, liegt der Hauptfokus der gesamten Geschichte sicher auf den Verbrechen der Nationalsozialisten beziehungsweise auf dem Leid der jüdischen Bevölkerung.

9.5.3. Lücken

Die deutlichste Lücke in dieser Erzählung, die einem als LeserIn als solche auffällt, betrifft, wie bereits angesprochen, den Tod des Vaters von Peter Finkelgruen. Doch können diese und weitere Lücken auch mit dem jungen Alter von Peter zusammenhängen, der noch ein paar Jahre jünger als Gertrud ist, wodurch er vermutlich nur eine sehr eingeschränkte Erinnerung an das Leben im Ghetto hat. Dies wird auch in einem anderen Zusammenhang angedeutet, als beschrieben wird, wie Peter in Ghetto lebt:

„Der kleine Peter hatte im Getto ganz sicher keine Wiege und auch keinen Kinderwagen. Er hatte auch kein Himmelbett. Er schlief, wo er gerade Platz fand. Und das waren keine Kuschecken. [...] Der kleine Peter, der heute, David und Anna, Euer Opa ist, weiß nicht mehr, wo er damals schlief. Aber ganz sicher waren es abenteuerliche Schlafplätze. Ihr könnt euch ja welche ausdenken.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 33)

Prinzipiell kann man auch den im direkt vorangegangenen Kapitel besprochenen Aspekt, das Auslassen der Alltagserfahrungen Gertruds im nationalsozialistischen Staat (beispielsweise bei den Jugendorganisationen), als Lücke sehen, oder auch die nicht näher beleuchtete Rolle ihrer erwachsenen Angehörigen.

Allerdings ist dabei auch etwas anderes zu beachten: Der Gegenstand unserer Untersuchung ist ein durchkonzipiertes Buch, in dem, sicherlich autobiografisch grundiert, trotzdem aber

stark kondensiert (und vermutlich auch zu einem bestimmten Grad fiktionalisiert), die Geschichten zweier Menschen, die grundlegend andere Erfahrungen gemacht haben, auf knapp achtzig Seiten erzählt werden. Eine chronologisch geordnete, den Anspruch auf Vollständigkeit erhebende Abhandlung widerspricht wohl diesem Format. Aus der Geschichte lässt sich nicht eindeutig herauslesen, ob über die hier ausgelassenen Aspekte generell oder nur an dieser Stelle nicht gesprochen wird.

9.5.4. Verharmlosung

In diesem Kapitel möchte ich noch einmal einige der zuvor besprochenen Punkte aufgreifen und überprüfen, ob diese auch als Verharmlosung gedeutet werden können, also als bewusstes Herunterspielen der Verbrechen der Nationalsozialisten.

Darauf könnte als Erstes die eher knappe und auf einzelnen Details beruhende Schilderung des Ghettos in Shanghai hindeuten. So ist zum Beispiel an einer Stelle von „abenteuerlichen“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 33) Schlafplätzen die Rede. Doch entspricht eine solche Wahrnehmung tatsächlich dem kindlichen Blick auf das Geschehen. So überrascht es nicht, dass Kinder in Lagern oder Ghettos so gut und so lang es ging von den wirklich schrecklichen Dingen bewahrt werden sollten. Außerdem wird mit dem Tod des Jungen Yü eine sicherlich potentiell traumatisierende Situation eingebaut, auch wenn sie vielleicht weniger leicht und eindeutig mit den Nationalsozialisten in Verbindung gebracht wird.

Auch das Kapitel über die Konzentrationslager wird, bedenkt man die junge Zielgruppe dieser Geschichte, relativ explizit: „Wer nicht arbeiten konnte – Alte, Schwache, Schwangere und Kinder – wurde umgebracht.“ (Finkelgruen/Seehaus 2008, S. 59) Das ist sowohl für ein Kinderbuch als auch für die innerfamiliäre Kommunikation mit kleinen Kindern eine deutliche Ausdrucksweise.

Resümee

Insgesamt handelt es sich bei diesem Buch nur scheinbar um eine Form der authentischen (realen) intergenerationalen Kommunikation über die eigene Familiengeschichte. Die Enkelkinder werden zwar vorgestellt und mit Hilfe von Fotos und der Tatsache, dass sie immer

wieder angesprochen werden, als Teil des realen Publikums konstruiert, doch zeigt der Text nur zum Teil Züge einer innerfamiliären Kommunikation. Die Tabuisierung erfolgt dabei ausschließlich von außen, wobei dieser Verweis auf Bekannte, die nicht möchten, dass man Kindern diese Geschichte erzählt, wiederum zum Authentizitätseindruck beiträgt. Am deutlichsten wird der gestalterische, fiktionale Aspekt des Textes in den zusätzlich eingefügten Informationen, beispielsweise über die Konzentrationslager oder Adolf Hitler, die nicht Teil der eigenen Erinnerung sein können und Hinweise auf den didaktischen Anspruch des Textes geben.

In jedem Fall zeigt sich die Bedeutung des Holocaust und des Krieges in der Lebenserzählung der Großeltern als zentrales Ereignis, über das man sprechen möchte. Der erkennbare Fokus auf die Geschichte des halbjüdischen Großvaters, also auf die Opferseite, kann unterschiedlich gedeutet werden: Einerseits als Versuch, dem Holocaust in der Geschichte aufgrund seiner besonderen Bedeutung möglichst viel Raum zu geben, andererseits aber auch als Augenverschließen gegenüber einer möglichen Beteiligung der eigenen Familie auf der Täterseite, was bei einem autobiografischen Text wie diesem letztlich nicht verwundern kann.

10. Vergleich

In den hier untersuchten Werken begegnen die LeserInnen den unterschiedlichsten Lebensgeschichten, die durch die Erfahrung der nationalsozialistischen Massenvernichtung, aber auch durch Flucht und Migration geprägt wurden. Sie unterscheiden sich stark im Grad der Fiktionalität, hinsichtlich der Dramatik der Erlebnisse, die darin geschildert werden, und in der Perspektive (die nicht zuletzt natürlich davon bestimmt ist, ob sie der Täterseite oder der Opferseite zuzuschreiben ist).

Bis auf „Die Zeit der schlafenden Hunde“ von Mirjam Pressler arbeiten sie sich alle an bestimmbar realen Vorbildern ab und bilden Anknüpfungspunkte an historische Geschehnisse, die allgemeine Entwicklungen (bei Pressler die Arisierung) in konkreten Einzelschicksalen verdichten. Auch sind die Texte unterschiedlich stark autobiografisch aufgeladen. Dies gilt nicht zuletzt für den Text „Opa und Oma hatten kein Fahrrad“. Dabei sind die Perspektiven der AutorInnen und der von ihnen beschriebenen Figuren keineswegs immer

identisch. Mirjam Pressler, deren Familie selbst Opfer des Holocaust wurde, schreibt in „Die Zeit der schlafenden Hunde“ eine Erzählung aus der Perspektive der Täterseite.

Als literarische Werke, und das trifft auch auf Autobiografien zu, stellen sie keine historischen Dokumentationen dar. Sie müssen wie andere fiktionale Texte auch gelesen werden. Die in diesen Geschichten wiederkehrenden Kommunikationsmuster, die - wie Tendenzen der Verharmlosung oder gar der Tabuisierung - das Erzählen erschweren können, sind zugleich Thema, wie sie auch ein Teil des Schreibprozesses der AutorInnen selbst sein können. Gleichzeitig umgehen die AutorInnen damit gewissermaßen, das in Kapitel 3.4. beschriebene Dilemma, da die Verharmlosung nicht als Vorstellung der AutorInnen verstanden wird, sondern in erster Linie als realistische Beschreibung der innerfamiliären Kommunikation. Am deutlichsten kommen diese Hürden auf der Täterseite zum Ausdruck - und im Erzählen von Mirjam Pressler, die in ihrem Jugendbuch selbst einen Perspektivenwechsel vornimmt. In ihrer Geschichte ist es für das Erzählen eigentlich schon zu spät. Das von ihr geschilderte Schweigen wiederum wird zur Geschichte der Protagonistin und macht so die Nachwirkungen des historischen Geschehens auf die Entwicklung der Protagonistin thematisch.

Auf der Opferseite werden die unterschiedlichsten Facetten von Flucht und Verfolgung zum Ausgangspunkt der Erzählung: Aron Schatz („Der Mantel“) ist ein Auschwitzüberlebender, Urgroßvater Julius („Rosie und der Urgroßvater“) konnte durch den Rhein in die Schweiz flüchten und in die USA emigrieren, und Peter Finkelgruen („Opa und Oma hatten kein Fahrrad“) verbrachte seine früheste Kindheit in Shanghai im Ghetto. All diese Erfahrungen haben Einfluss darauf, wie die AutorInnen das Erzählen dieser Figuren entfalten. So fällt es Aron Schatz offensichtlich am schwersten, über seine Zeit in Auschwitz zu reden, was schließlich auf sein eigenes Schuldempfinden zurückgeführt werden kann, das aufgrund der eigenen Vorteilnahme im Effektenlager ‚Kanada‘ zu passen scheint.

Die Großeltern und ihr Erzählen genauso wie ihr Schweigen haben großen Einfluss auf die Entwicklung der handelnden Figuren und die Geschichten selbst. Die Bedeutung des Erzählens, vor allem aber des Nicht-Erzählens wird in den beiden Jugendbüchern „Die Zeit der schlafenden Hunde“ und „Der Mantel“ besonders deutlich entwickelt. Beide Protagonistinnen werden in einer Phase der Identitätsfindung geschildert, bei beiden wird beinahe die gesamte Handlung und die persönliche Entwicklung der Hauptfiguren durch das Erzählen ausgelöst,

gerade weil dieses Erzählen, zumindest das der Großväter, durch vielfältige Tabuisierungen und Lücken gekennzeichnet ist. Insofern folgt der Plot der Erzählungen dem Schema eines Entwicklungsromans, der von Familiengeheimnissen angetrieben wird. So wird beispielsweise Fanette („Der Mantel“) in einer Zeit, in der sie eigentlich gerade „erwartungsvoll“ (Jünger 2019, S. 10) in ihre Zukunft blickt, auf die Vergangenheit ihres (nicht verwandten) Wahlgroßvaters aufmerksam, der ihre eigene Entwicklung mit der Aufdeckung eines Familiengeheimnisses verkoppelt, eines Knotens, der zunächst aufgelöst werden muss – und dies, obwohl es sich um eine andere Familie handelt.

Auch für die Großelternfiguren selbst bedingt das Erzählen – und die Nachfragen der übernächsten Generation – die Notwendigkeit, ihre Vergangenheit neu zu reflektieren, so als sei ein Abschied von ihnen vorher gar nicht möglich. Dies wird besonders explizit in „Der Mantel“: „Als Aron Schatz gegangen war, standen die Tore in die Vergangenheit plötzlich ganz weit offen.“ (Jünger 2019, S. 30) Aber auch in „Opa und Oma hatten kein Fahrrad“ wird betont, dass das Sprechen über die eigene Kindheit auch andere Erinnerungen wieder ins Gedächtnis ruft. „Rosie und der Urgroßvater“ hingegen entfaltet das Erzählen, mit einigen ironischen Untertönen, als ein Spiel zwischen Urgroßvater und Urenkelin, das eine Brücke zwischen den Erfahrungen der Generationen schlägt, und zugleich als einen Prozess des Erinnerns und Erfindens, als einen Produktionsprozess, an dem beide Seiten beteiligt sind.

Wenn konkrete historisch belegte Figuren oder Ereignisse in die Handlung eingeführt werden, dann in der Binnenerzählung über die Vergangenheit. Dies zeigt sich insbesondere in „Der Mantel“, wo der allergrößte Teil der von Aron Schatz erzählten oder gedanklich wiedergegebenen Geschichte sich auf die Familie Stock aus Fliesteden bezieht, deren Schicksal detailliert recherchiert wurde, während die beiden Hauptfiguren, Aron Schatz und Fanette, gänzlich fiktive Charaktere darstellen. In „Rosie und der Urgroßvater“ findet sich eine ähnliche Struktur, allerdings gehen die Geschichten hier sehr viel freier mit der ‚Realität‘ um. In „Opa und Oma hatten kein Fahrrad“ sind die erzählenden Großeltern identisch mit den Kindern, deren Geschichte sie erzählen. Für alle Erzählungen aber gilt doch ein gemeinsamer Aufbau. Es werden zwei Handlungsebenen eröffnet: diejenige, in der die ProtagonistInnen leben, die also in der Gegenwart spielt, und eine historische Handlung in der Vergangenheit, die die Zeit des Nationalsozialismus umfasst und in der Regel von nahestehenden ZeitzeugInnen (Großeltern, Urgroßvater, Wahlgroßvater) in der Gegenwart der Protagonist erzählt wird. In

„Die Zeit der schlafenden Hunde“, also einer Geschichte, in der der Großvater so einiges zu erzählen gehabt hätte, es aber nicht getan hat, wird die Handlung aus der Vergangenheit hingegen von anderen Figuren erzählt: von einer Lehrerin, aber auch von anderen ZeitzeugInnen wie der hier direkt betroffenen Frau Levin, die Opfer der Arisierungen wurde, von denen Johannes Großvater profitierte, oder von Verwandten ihrer Großmutter.

Die Figuren der Großeltern scheinen also auch die ‚pädagogische/didaktische‘ Funktion zu haben, Geschichten, die vor mehr als einem halben Jahrhundert spielen, mit der Gegenwart zu verknüpfen, um sie für die heute lebenden Kinder und Jugendlichen zugänglicher zu machen. Je mehr sich die AutorInnen freilich von dieser pädagogischen Absicht frei machen und ihre Figuren ein literarisch glaubwürdiges – und das heißt auch: widerspruchsvolles, zuweilen gar ironisches - Eigenleben entfalten, umso eher gelingt es, diese Vergangenheit tatsächlich als relevanten Faktor der Gegenwart lebendig zu machen, nicht zuletzt dann, wenn diese Vergangenheit mit Widersprüchen der Gegenwart in Berührung kommt. So knüpfen manche AutorInnen eben auch thematische Verbindungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, so zum Beispiel wenn die besondere Freundschaft zwischen den Figuren Aron Schatz und Moumouche, dem Auschwitzüberlebenden und dem arabischen Jungen, der versteht, was es heißt, ein Außenseiter zu sein, Aron Schatz überhaupt erst den Kern seiner tabuisierten Geschichte entlockt. Aber auch in „Rosie und der Urgroßvater“ wird mit der positiven Reaktion des Urgroßvaters auf den afroamerikanischen Lebensgefährten seiner Enkelin, die für die restliche Familie – die ihn durchaus auch mit seinen Ressentiments kennengelernt hat – völlig unerwartet kommt, der Versuch unternommen, einen Zusammenhang zwischen dem Nationalsozialismus damals und dem Rassismus von heute aufzuzeigen. Allerdings bieten beide Texte auch eine Lösung, einen Ausweg aus dem ‚Immer-Gleichen‘, einer Geschichte von Vorurteilen und Hass, an: Es muss nicht immer so weitergehen, es gibt einen Weg hinaus, wenn man aufeinander zugeht, einander zuhört, aufeinander neugierig ist.

Schließlich fällt auf, dass in jeder Geschichte ein letztes Tabu oder eine letzte Lücke bestehen bleibt und weder von den kindlichen/jugendlichen Protagonistinnen (wobei diese Rolle in „Opa und Oma hatten kein Fahrrad“ mehr oder weniger entfällt), weder im Gespräch mit den Großeltern noch bei eigenen Nachforschungen aufgelöst werden kann. Diese betreffen Themen, die, auf der Opferseite, mit eigenen Schuldgefühlen in Verbindung stehen, wie das

Schicksal von Mutter und Bruder in „Rosie und der Urgroßvater“ oder das Überleben im Effektenlager ‚Kanada‘ in Auschwitz. Auf der Täterseite hingegen, in „Die Zeit der schlafenden Hunde“, ist es z. B. die Zugehörigkeit zu den SS-Truppen in Auschwitz, angedeutet durch das Totenkopfsymbol auf einem Foto des Großvaters. Ob solche unaufgelösten „Reste“ bewusst stehen gelassen bleiben, mag das Geheimnis der AutorInnen bleiben. Sie lassen sich jedenfalls von Lesern/Leserinnen selbst mühelos nachrecherchieren, wenn die Motivation dazu geweckt worden ist. In „Opa und Oma hatten kein Fahrrad“ ist es schließlich der Tod des Urgroßvaters, der wir ein erratisches Moment unerklärt bleibt. Auch hier bleibt offen, ob hier ein Tabu des Autors selbst in den Text hineinwirkt oder ob diese Lücke tatsächlich auf eine lückenhafte Familienüberlieferung zurückzuführen ist, die damit selbst im Offenbleiben der Geschichte thematisch wird.

11. Conclusio

Im Vergleich wird deutlich, wie die Großelternfiguren ermöglichen, eine zweite, in der Gegenwart stattfindende, Handlung als Rahmen zu konstruieren. Die eigentliche Erzählung der Geschehnisse im Holocaust wird in eine – mal abgeschlossenerere, mal offenerere – Binnenhandlung verschoben. Das erzeugt zum einen Nähe (zur Hauptfigur) und gleichzeitig Distanz (zur Geschichte). Die LeserInnen fühlen in erster Linie mit den ProtagonistInnen und erst über sie - und vermittelt durch ihre jeweilige Perspektive - womöglich auch mit den Betroffenen in den 1930er- und 1940er-Jahren. Gleichzeitig erzeugt die Rahmenhandlung eine Verbindung zur Gegenwart und zur Lebenswelt der LeserInnen.

Das Erzählen selbst wird von unterschiedlichen Erzählmustern geprägt, die die Sozialforschung auch in realen Familien, deren Generationenverhältnisse von der Geschichte des Holocaust beeinflusst wurden, beobachten konnte. Doch finden sich in diesen Erzählungen auch bewusst oder unbewusst eingewobene Irritationen, die zuweilen dramatischer verlaufen als die meisten Familiengeschichten: Tabus werden plötzlich unerwartet aufgelassen, Geheimnisse aufgedeckt, die niemand gern aufdecken möchte. Dies dürfte wohl dem Handlungsverlauf und der Suche nach dramaturgischer Verdichtung geschuldet sein, eben der Tatsache, dass all diese Geschichten, selbst der untersuchte vorwiegend autobiografische Text, Fiktionalisierungen sind, die ihren eigenen Gesetzen folgen.

Auch wenn keines dieser Bücher ein ZeitzeugInnengespräch in seiner Bedeutung für das kommunikative Gedächtnis (und auch keine Großeltern in ihrer Bedeutung für das Familiengedächtnis) ersetzen kann, so können sie trotzdem zur Vermittlung beitragen, indem sie das intergenerationale Erzählen innerhalb der Familien oder familienähnlichen Gemeinschaften thematisieren und so auf literarischem Wege Anstöße zur Auseinandersetzung mit den realen Familienerinnerungen oder auch deren Spuren in den nachträglichen Fantasien über die Geschichte des Holocaust geben können.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Finkelgruen, Peter; Seehaus, Getrud: Opa und Oma hatten kein Fahrrad. Bod (Books on Demand), 2008

Helfer, Monika; Köhlmeier, Michael: Rosie und der Urgroßvater. München: Hanser 2010

Jünger, Brigitte: Der Mantel. Wien: Jungbrunnenverlag 2019

Pressler, Mirjam: Die Zeit der schlafenden Hunde. Weinheim: Beltz&Gelberg (Gulliver) 2003

Sekundärliteratur:

Adorno, Theodor W.: Kulturkritik und Gesellschaft: In: Adorno, T.W.: Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft, München: dtv 1963, S. 7–26.

Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Frankfurt: Suhrkamp 1973.

Applefeld, Aharon: A Different Testimony. In: Schmitz, Walter (Hg.): Erinnerter Shoah: die Literatur der Überlebenden. Dresden: Thelem 2003, S. 3-10.

Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlung des kulturellen Gedächtnisses. München: C.H. Beck 1999.

Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, Jan (Hg.); Hötscher, Tonio (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt: Suhrkamp 1988, S. 9-19.

Bar-On, Dan; Hare, Paul A.; Brusten, Manfred; Beiner, Friedhelm: Den Holocaust 'durcharbeiten'? Ergebnisse einer vergleichenden Untersuchung an deutschen und israelischen Studierenden. In: Bar-On, Dan (Hg.); Brendler, Konrad (Hg.); Hare, Paul A. (Hg.): 'Da ist etwas kaputt gegangen an den Wurzeln ...'. Identitätsformen deutscher und israelischer Jugendlichen im Schatten des Holocaust. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1997, S. 21-52.

Bartrop, Paul R. (Hg.); Dickerman, Michael (Hg.): The Holocaust. An Encyclopedia and Document Collection Volume 1. Denver: ABC-CLIO 2017.

Benz, W.; Bistrovic, M., et al.: Auschwitz. In: W. Benz (Hg.), B. Distel (Hg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band 5 – Hinzert, Auschwitz, Neuengamme. München: C.H. Beck 2007, S. 79-174.

Bajohr, Frank: ‚Arisierung‘ und Rückerstattung. Eine Einschätzung. In: Goschler, Constantin (Hg.); Lillteicher, Jürgen (Hg.): ‚Arisierung‘ und Restitution. Die Rückerstattung jüdischen Eigentums in Deutschland und Österreich nach 1945 und 1989. Göttingen: Wallstein 2002. S. 39-60.

Botz, Gerhard: Einleitung. Jenseits der Täter-Opfer-Dichotomie lebensgeschichtlich erforschen und essayistisch beschreiben. In: Botz, Gerhard (Hg.): Schweigen und Reden einer 98

Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus. Wien: Mandelbaum 2005, S. 9-20.

Bosmajian, Hamida: *Sparing the Child. Grief and The Unspeakable in Youth Literature About the Holocaust*. New York/London: Routledge 2002.

Brendler, Konrad: Die NS-Geschichte als Sozialisierungsfaktor und Identitätsballast der Enkelgeneration. In: Bar-On, Dan (Hg.); Brendler, Konrad (Hg.); Hare, Paul A. (Hg.): 'Da ist etwas kaputt gegangen an den Wurzeln ...'. Identitätsformen deutscher und israelischer Jugendlichen im Schatten des Holocaust. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1997, S. 53-104.

Cloer, Ernst: *Das Dritte Reich im Jugendbuch*. Weinheim & Basel: Beltz 1988.

Cloer, Ernst: *Das Dritte Reich im Jugendbuch. Fünfzig Jugendbuch-Analysen und ein theoretischer Bezugsrahmen*. Braunschweig: Agentur Pedersen/Westermann 1983.

Dahrendorf, Malte: Die Darstellung des Holocaust in der westdeutschen Kinder- und Jugendliteratur. In: Dahrendorf, Malte (Hg.); Zoher, Shavit (Hg.): *Die Darstellung des Dritten Reiches im Kinder- und Jugendbuch*. Frankfurt a. M.: dipa 1988. (= *Jugend und Medien* 15) S. 67-85.

Dahrendorf, Malte: Die Darstellung des Holocaust im Kinder- und Jugendbuch der Bundesrepublik. In: Dahrendorf, Malte (Hg.): *Die Darstellung des Holocaust in der Kinder- und Jugendliteratur*. Weinheim: Juventa 1999, S. 18-29. (= *Beiträge Jugendliteratur und Medien Beiheft* 10)

Eber, Irene: *Voices From Shanghai: Jewish Exiles in Wartime China*. Chicago: University of Chicago Press 2008.

Eke, Norbert Otto: Shoah in der deutschsprachigen Literatur - Zur Einführung. In: Eke, Norbert (Hg.); Steinecke, Hartmut(Hg.): *Shoah in der deutschsprachigen Literatur*. Berlin: Erich Schmidt 2006, S. 7-20.

Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart: Metzler 2017.

Ewers, Hans-Heino: Zwischen geschichtlicher Belehrung und autobiographischer Erinnerungsarbeit. Zeitgeschichtliche Kinder- und Jugendliteratur von Autorinnen und Autoren der Generation der Kriegs- und Nachkriegskinder. In: Von Glasenapp, Gabriele (Hg.); Wilkending, Gisela: *Geschichte und Geschichten. Die Kinder- und Jugendliteratur und das kulturelle und politische Gedächtnis*. Frankfurt: Peter Lang 2005, S. 97-128.

Frieden, Kirstin: *Neuverhandlung des Holocaust*. Bielefeld: transcript 2014. (*Erinnerungskulturen/Memory Cultures* Band 3)

Glasenapp, Gabriele von: ‚Was ist Historie? Mit Historie will man was‘. Geschichtsdarstellungen in der neueren Kinder- und Jugendliteratur. In: Von Glasenapp, Gabriele (Hg.); Wilkending, Gisela: *Geschichte und Geschichten. Die Kinder- und*

Jugendliteratur und das kulturelle und politische Gedächtnis. Frankfurt: Peter Lang 2005, S. 15-40.

Goschler, Constantin; Lillteicher, Jürgen: ‚Arisierung‘ und Restitution. Die Rückerstattung jüdischen Eigentums in Deutschland und Österreich. Einleitung. In: Goschler, Constantin (Hg.); Lillteicher, Jürgen (Hg.): ‚Arisierung‘ und Restitution. Die Rückerstattung jüdischen Eigentums in Deutschland und Österreich nach 1945 und 1989. Göttingen: Wallstein 2002. S. 7-28.

Hare, A. Paul: Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse des deutsch-israelischen Forschungsprojekts. In: Bar-On, Dan (Hg.); Brendler, Konrad (Hg.); Hare, Paul A. (Hg.): ‚Da ist etwas kaputt gegangen an den Wurzeln ...‘. Identitätsformen deutscher und israelischer Jugendlichen im Schatten des Holocaust. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1997, S. 273-284.

Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart: Ferdinand Enke 1967.

Hardtmann, Gertrud: Auf der Suche nach einer unbeschädigten Identität. Die Dritte Generation in Deutschland. In: Bar-On, Dan (Hg.); Brendler, Konrad (Hg.); Hare, Paul A. (Hg.): ‚Da ist etwas kaputt gegangen an den Wurzeln ...‘. Identitätsformen deutscher und israelischer Jugendlichen im Schatten des Holocaust. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1997, S. 105-136.

Hirsch, Marianne: Family Frames. photography, narrative and postmemory. London/Cambridge: Harvard University Press 1997.

Hochstadt, Steve; Lohfeld, Wiebke: Die Emigration jüdischer Deutscher und Österreicher nach Shanghai als Verfolgte im Nationalsozialismus. (15.01.2020)
<http://www.exilarchiv.de/grafik/themen/exilstationen/shanghai.pdf>

Hofmann, Michael: Literaturgeschichte der Shoah. Münster: Aschendorff 2003.

Hofmann, Michael: Shoah in der Literatur der Bundesrepublik. Adorno und die Folgen. In: Eke, Norbert (Hg.); Steinecke, Hartmut (Hg.): Shoah in der deutschsprachigen Literatur. Berlin: Erich Schmidt 2006, S. 63-82.

Höß, Rudolf: Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen von Rudolf Höß. Eingeleitet und kommentiert von Martin Broszat. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt² 1961.

Jureit, Ulrike; Schneider, Christian: Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart: Klett-Cotta 2010.

Kammler, Clemens: Wahrheit als Kriterium der Wertung von Kinder- und Jugendliteratur zu Nationalsozialismus und Holocaust. In: Oeste, Bettina (Hg.); Preußner, Ulrike (Hg.): Neuvermessung deutschsprachiger Erinnerungsstrategien in der Kinder- und Jugendliteratur nach 1990. Duisburg: Universitätsverlag Rhein/Ruhr 2017, S. 9-20.

Kokkola, Lydia: Representing the Holocaust in Children's Literature. New York & London: Routledge 2003.

Langbein, Hermann: Menschen in Auschwitz. Wien/München: Europa 1995.

Lezzi, Eva: Zerstörte Kindheit. Literarische Autobiographien zur Shoah. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2001.

Leitner, Irene Maria: Die Küche meiner Großmutter. In: Botz, Gerhard (Hg.): Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus. Wien: Mandelbaum 2005, S. 33-38.

Levi, Primo: Die Untergegangenen und die Geretteten. Übers. Moshe Kahn. München: dtv 2015.

Lube, Barbara: Dahrendorf, Malte/Shavit, Zohar (Hg.): Die Darstellung des Dritten Reichs im Kinder- und Jugendbuch. In: medienwissenschaft: rezensionen, 6/1 (1989), S. 28-29.

Martin, Bernd: Shanghai als Zufluchtort für Juden 1938 bis 1947. Konturen einer Zwischenstation. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (VfZ) 64/4 (2016), S. 567-596.

Mettauer, Philipp: Vorwort und persönlicher Zugang. In: Keil, Martha (Hg.); Mettauer, Philipp (Hg.): Drei Generationen: Shoah Und Nationalsozialismus Im Familiengedächtnis. Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag 2016 (Schriftenreihe des Instituts Für Jüdische Geschichte Österreichs ; Band 2.), S. 7-16.

Pretzl, Christiane: Sprache der Angst. Narrative Darstellung eines psychischen Phänomens in Kinder- und Jugendliteratur über den Holocaust. Frankfurt: Peter Lang 2005.

Pries-Kümmel: Das Alter in der Literatur für junge Leser. Lebenswirklichkeiten älterer Menschen und ihre Darstellung im Kinder- und Jugendbuch der Gegenwart. Frankfurt: Peter Lang 2005. (= Kinder- und Jugendkultur, -literatur und -medien. Theorie – Geschichte - Didaktik 34)

Reichelt, Michael: Auto- und heterostereotype Beschreibungen jüdischer Figuren in der zeitgenössischen deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur. In: Oeste, Bettina (Hg.); Preußner, Ulrike (Hg.): Neuvermessung deutschsprachiger Erinnerungsstrategien in der Kinder- und Jugendliteratur nach 1990. Duisburg: Universitätsverlag Rhein/Ruhr 2017, S. 39-62.

Reiter, Margit: Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck: Studienverlag 2006.

Reiter, Margit: Die Shoah im Familiengedächtnis. Transgenerationelle Tradierung von Antisemitismus auf die „Kinder der Täter“. In: Keil, Martha (Hg.); Mettauer, Philipp (Hg.): Drei Generationen: Shoah Und Nationalsozialismus Im Familiengedächtnis. Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag, 2013 (Schriftenreihe des Instituts Für Jüdische Geschichte Österreichs ; Band 2.), S. 167-190.

Rosenthal, Gabriele: Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial-Verlag 1997.

Rosenthal, Gabriele: Die Shoah im intergenerationellen Dialog. Zu den Spätfolgen der Verfolgung in Drei-Generationen-Familien. In: Friedmann, Alexander (Hg.); Glück, Elvira (Hg.); Vyssoki, David (Hg.): Überleben der Shoah – Und Danach. Spätfolgen der Verfolgung. Wien: Picus, 1999, S. 68-88.

Sannes-Müller, Inger: Vergangenheit, die nicht vergehen soll. Anmerkungen zur Darstellung des Dritten Reiches im Jugendbuch. In: Dahrendorf, Malte (Hg.); Zoher, Shavit (Hg.): Die Darstellung des Dritten Reiches im Kinder- und Jugendbuch. Frankfurt a. M.: dipa 1988. (= Jugend und Medien 15) S. 43-61.

Shavit, Zohar: Die Darstellung des Nationalsozialismus und des Holocaust in der deutschen und israelischen Kinder- und Jugendliteratur. In: Dahrendorf, Malte (Hg.); Zoher, Shavit (Hg.): Die Darstellung des Dritten Reiches im Kinder- und Jugendbuch. Frankfurt a. M.: dipa 1988. (= Jugend und Medien 15) S. 11-41.

Shavit, Zohar: Es war einmal ein Krieg. Jüdische und nichtjüdische Kriegs- und Nachkriegskindheit und -jugend in der Kinder- und Jugendliteratur. In: von Glasenapp, Gabriele (Hg.); Ewers, Hans-Heino (Hg.): Kriegs- und Nachkriegskindheiten. Studien zur literarischen Erinnerungskultur für junge Leser. Frankfurt: Peter Lang 2008, 51-68.

Spinner, Kaspar H.: Großväter und Enkelkinder in der Kinder- und Jugendliteratur. In: Roeder, Caroline (Hg.); Ritter, Michael (Hg.): Familienaufstellungen in Kinder- und Jugendliteratur und Medien. München: kopaed 2017, 235-246.(= kjl&m 17.extra)

Steinecke, Hartmut: Die Shoah in der Literatur der ‚zweiten Generation‘. In: Eke, Norbert (Hg.); Steinecke, Hartmut (Hg.): Shoah in der deutschsprachigen Literatur. Berlin: Erich Schmidt 2006, S. 135-153.

Steinlein, Rüdiger: Deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur zum Thema Nationalsozialismus. In: Deutschunterricht 49/2 (1996), S. 87-96.

Steinlein, Rüdiger: Holocaust-Literatur zwischen Pädagogik und Innovation. Gudrun Pausewangs ‚Reise im August‘. In: Deutschunterricht 49/6 (1996), S. 295-304.

Steinlein, Rüdiger: „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ – Judenverfolgung und Holocaust in der deutschsprachigen Literatur 1933-1949. In: Eke, Norbert (Hg.); Steinecke, Hartmut (Hg.): Shoah in der deutschsprachigen Literatur. Berlin: Erich Schmidt 2006, S. 43-62.

Steinlein, Rüdiger: Brückenschläge über den ‚Abgrund der Vergangenheit‘ (Erich Kästner). Die Darstellung des Holocaust in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur. In: Eke, Norbert (Hg.); Steinecke, Hartmut (Hg.): Shoah in der deutschsprachigen Literatur. Berlin: Erich Schmidt 2006, S. 169-188.

Opletal, Helmut: Shanghai – eine versunkene Welt. Vorwort. In: Tausig, Franziska: Shanghai Passage. Emigration ins Ghetto. Wien: Milena 2007, S. 7-13.

Todorov, Léa: ‚Die Rückkehr war für viele von uns das Schwerste‘. In: Botz, Gerhard (Hg.): Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus. Wien: Mandelbaum 2005, S. 21-32.

Toll, Claudia Maria: Ästhetik im Abseits. Der pädagogische Gestus als Prinzip der Gestaltung von Kinderliteratur am Beispiel von Büchern zum Thema Nationalsozialismus. Frankfurt/Bern/New York: Peter Lang 1986.

Vrba, Rudolf; Bestic, Alan: Ich kann nicht vergeben. München: Rütten+Loening 1964.

Welzer, Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline: ‚Opa war kein Nazi‘. Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Frankfurt/Main: Fischer 2002.

Wermke, Michael: Cold and Hot memory: Remembering the Holocaust in Young People’s Literature. In: Von Glasenapp, Gabriele (Hg.); Wilkending, Gisela: Geschichte und Geschichten. Die Kinder- und Jugendliteratur und das kulturelle und politische Gedächtnis. Frankfurt: Peter Lang 2005, S. 163-174.

Wermke, Michael: Jugendliteratur über den Holocaust. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1999.

Windsperger, Marianne: Generation 3.0: Narrative der dritten Generation. Eine Bestandsaufnahme. In: Keil, Martha (Hg.); Mettauert, Philipp (Hg.): Drei Generationen: Shoah Und Nationalsozialismus Im Familiengedächtnis. Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag, 2013 (Schriftenreihe des Instituts Für Jüdische Geschichte Österreichs; Band 2.), S. 89-100.

Wozilka, Jenny: Von Erzählzauber, Kampfeslust und Spielfreude. Großeltern im neuen Bilderbuch. In: Roeder, Caroline (Hg.); Ritter, Michael (Hg.): Familienaufstellungen in Kinder- und Jugendliteratur und Medien. München: kopaed 2017, 189-206. (= kjl&m 17.extra)

Abstract

Spätestens seit dem Verschwinden der ZeitzeugInnen, kommt der Literatur, und dabei nicht zuletzt der Kinder- und Jugendliteratur, über den Holocaust, innerhalb der Erinnerungskultur eine immer größere Bedeutung zu. Gleichzeitig lassen aktuelle Entwicklungen in Europa und der Welt Befürchtungen aufkommen, man könne wieder in eine ähnlich fatale Richtung steuern, was wiederum die Wichtigkeit des Erinnerns selbst aufzeigt.

In der Kinder- und Jugendliteratur finden sich nun, gerade in den letzten Jahren, vermehrt Werke, die dem (innerfamiliären) Erzählen von ZeitzeugInnen über den Holocaust nachgehen, und es zum zentralen Aspekt der Erzählung und ihrer Handlung machen. In diesen wird das Erzählen somit thematisch, während das, was erzählt wird, häufig großen Einfluss auf die Figuren, ihre Handlungen und ihre Entwicklung hat. In der Regel handelt es sich dabei um Großeltern-Enkelkinder-Konstellationen oder sehr ähnliche Beziehungen von Kindern oder Jugendlichen zu nahestehenden ZeitzeugInnen.

Um die Jahrtausendwende wurden auch im Bereich der Sozialforschung verschiedene Studien zum intergenerationalen Erzählen innerhalb vom Holocaust betroffener Familien durchgeführt. Auch dies geschah wohl im Hinblick auf das bevorstehende Ende der ZeitzeugInnenschaft. Hier wurde der Kommunikation zwischen erster und dritter Generation, also den ZeitzeugInnen und ihren EnkelInnen, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei wurden vor allem bestimmte Erzählmuster bzw. Tradierungstypen untersucht und beschrieben.

In den vier ausgewählten Werken ‚Die Zeit der schlafenden Hunde‘ (Mirjam Pressler, 2003), ‚Rosie und der Urgroßvater‘ (Michael Köhlmeier und Monika Helfer, 2013), ‚Der Mantel‘ (Brigitte Jünger, 2019) und ‚Opa und Oma hatten kein Fahrrad‘ (Getraud Seehaus und Peter Finkelgruen, 2008) werden verschiedene Familien und familienähnliche Strukturen dargestellt, deren reale Vorbilder in den soziologischen Studien untersucht wurden. Familien also, die in irgendeiner Weise vom Holocaust betroffen waren, sei es auf der Täter- oder der Opferseite. Hier werden die verschiedenen Erzählungen (über den Holocaust) Großelternfiguren in den Mund gelegt. In ihre Erzählungen fügen die AutorInnen ähnliche Erzählmuster und Tradierungstypen ein, wie sie in realen Familien beobachtet wurden,

wodurch das Erzählen, die Probleme und Hürden, die es mit sich bringt, aber auch das Schweigen als eigene Kommunikationsform, zum Thema wird.